V C 3³

Paed.
o.
172
3

XIII 2.c

XV 6

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Bibliothek der Kgl. Lehrerbildungsanstalt Bamberg.

Neue Gesammtausgabe der letzten Hand.

Schul-Sem. zu Bamberg.

Drittes Bändchen.

Kinderbibliothek.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
in der Schulbuchhandlung.
1830.

Inhalt.

Seite

Der kleine Vogelfänger 1
An den Kristmonat 4
Gespräch über das vorstehende Gedicht 6
Auf den Wechsel der Jahreszeiten 9
Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten Anderer nachahmen 10
Der Affe 11
Was sind Kennzeichen? 12
Was ist eine Eigenschaft? 16
Der Schmetterling und die Biene 20
Was ist Unterschied und Gleichheit? 21
Fritzchens Abschied von seinem Steckenpferde 24
Was heißt: glückselig sein? 26
Wie man's treibt, so geht's 30
Was ist Mitleid? 32
Soll man denn auch die bösen Menschen lieb haben? 35
Was ist Ursache, und was ist Wirkung? 38
Der Schmetterling 41
Eulenspiegel und ein Fuhrmann 42
Das Kameel und die Katze 43
Der Rosenstock 44

Seite

Die beiden Hunde, Spitz der Gutherzige und Spatz der Neidische. Eine Fabel 46
Heldenthat eines siebenjährigen Kindes 48
Der schadenfrohe Kater, und der unschuldig leidende Pudel. Eine Fabel 52
Der treue Hund 54
Fritzchens Abendgedanken 56
Der junge Reisende 58
Der übereilte Bau 59
Fritzchens Lob des Landlebens 60
Der Thau auf Rosenblättern 62
Das gute Mädchen 63
Der Knabe und sein Vater 65
Winterlied 66
Geschichte dreier braven Männer
1. Woltemade 68
2. Boussard 69
3. Ein Ungenannter 72
Das Lied vom braven Manne 73
Drei junge Reisende 77
Aesop 79
Der drollige Affenfang 80
Der Sklav und der Affe. Eine Fabel 81
Badelied 82
Gespräch zwischen dem Herrn von G. und einem armen Greise 83
Gespräch über diesen letzten Vorgang 90
Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will 93
Frühlingsliedchen 96
Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu sein 96
Von der Eichel und dem Kürbiß 98

Seite
Gespräch. Minna und Lina ... 99
Die Klätscherinn ... 103
Der liebreiche Bruder ... 105
Fritzchens Morgengedanken ... 106
Schlimme Folgen der Unordentlichkeit ... 108
Nothwendigkeit der Ordnung ... 112
Die Selbstüberwindung ... 113
Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit ... 114
Die Biene und die Taube ... 116
Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen ... 117
Die Unschuld ... 119
Das belohnte Mitleiden ... 120
Die Macht der kindlichen Liebe ... 121
Whittington. ... 121
Der glückliche Bauer ... 124
Jachzorn ... 124
Das beste Geschenk ... 127
Eine sonderbare Danksagung ... 128
Winterlied ... 129
Eine Handlung der Gerechtigkeit ... 130
Der Dachs und das Eichhorn ... 131
Geschenk an eine Tante an ihrem Geburtstage ... 132
Charlotte, Luise, Leonore, Malchen, etwa 10, 8, 7 und 6 Jahr alt ... 133
Henriette und die Mutter ... 140
Frühlingslied. ... 144
Zwei ungleiche Brüder ... 145
Der Aufschub ... 147
Die Biene und die Hummel ... 148
Das Dörfchen ... 149
An ein junges Fräulein, dem man weiß gemacht hatte, daß es besser sei, als andere Menschen ... 151

Seite
Ein Liedchen 153
Das Ringspiel 154
Fritzchens Tischgedanken 171
Fritzchen nach der Arbeit 172
Fritzchen an den Tod 174
Ein Bild vom menschlichen Leben 175
Erntelied 176
Der Pflug 178
Das Gewitter 179
Fritzchen an ein Paar Tauben 180
Durch gegenseitige Hülfleistungen gehen die Geschäfte des Lebens ihren Gang 182
Einige Beispiele von einer außerordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit 184
Der edelmüthige Bauer 190
Der Esel und der Hund 190
Der gewissenhafte Tagelöhner 191
Zwei Hamster 192
Der Ungerechte schadet sich selbst am meisten 193
Der Esel in der Löwenhaut 194
Erkenntlichkeit 197
Ein Knabe und eine Biene 198

Der kleine Vogelfänger.

Peter (stürzt ins Zimmer).

O Mutter! Mutter! sieh einmahl,
Was ich hier hab'! ein Vögelchen, o sieh!

Mutter.

Ich seh'! Wer gab es dir?

Peter.

Ich selbst!
Auf seinem Neste fing ich es.

Mutter.

Und in dem Nest'?

Peter.

O, in dem Neste war
Ein ganzes Nest voll Jungen; ach, so klein,
So klein! Und ohne Federn noch!

Mutter.

Und was gedenkst du ihm zu thun?

Peter.

In einen Käfich setz' ich es, und dann
Häng' ich es hier ans Fenster hin.

Mutter.

Und dann?

Peter.

Geb' ich ihm Zuckerbrot,
Und Korn, und Milch, so viel es mag!

Mutter.

Und seine Jungen?

Peter.

O die hol' ich gleich;
Die sollen auch im Käfich wohnen!

Mutter.

So?
Allein ich sorge, Kind, daß man
In diesem Augenblick, dich selbst
Zu holen, kommen wird.

Peter.

Wohin?

Mutter.

Zu deinem Vater.

Peter.

I, wo ist denn der?

Mutter.

In einem Loch', das man Gefängniß nennt.
Da soll er — so befiehlt der Fürst —
Zeitlebens sitzen, du mit ihm.

Peter (weinend).

Der böse, böse Fürst!

Mutter.

Warum?
Er will euch ja nichts thun; ihr sollt
Dort alles haben, was ihr wünscht;
Nur sollt ihr nie heraus, nie mich,
Nie unsern Garten wiedersehn. —
Du weinst? Bedenke doch, der Fürst
Thut dir ja nur, was du dem Vogel thust!

Peter
(noch immer weinend, indem er den Vogel fliegen läßt).

Den Vogel mag ich nun nicht mehr.

Mutter.

Komm, armer Junge, setze dich

Auf meinen Schooß, und hör' mir zu.
Zu deinem Besten hab' ich dich
Umsonst erschreckt. Dein Vater ist
Nicht im Gefängniß; dich, mein Kind,
Wird Keiner holen. Sieh, ich wollte nur,
Du solltest fühlen, daß es böse sei,
Wenn einem armen Thierchen man
So ohne Noth das Leben bitter macht.
So wie jetzt dir zu Muthe war,
So war's dem Vogel auch, als du
Ihn fingst; was das Gefängniß dir,
Das war der Käfich ihm. Denn, Kind,
Auch Thieren ist die Freiheit werth,
Und ein Tiran ist Der, der ohne Noth
Sie ihnen raubt. Nicht wahr, mein Sohn,
Das hast du nicht bedacht?

Peter.

Ach nein!
Das hab' ich wirklich nicht bedacht!

Mutter.

So denke künftig dran, und laß
Nie aus der Acht, daß unser Vater, Gott,
Die Thiere, so wie uns, zur Freude schuf;
Und daß, wer ohne Noth sie quält,
Ein Wütrich ist, der nicht verdient,
Daß unser guter Vater, Gott,
Ihm selbst ein frohes Leben schenkt.

E.

An den Christmonat.

Der du mit Frost und Eise
Die armen Leute plagst,
Und grau, wie eine Meise,
Den schönen Himmel machst,
Der du uns kurze Tage
Und lange Nächte gibst,
Und ach! zu meiner Plage
Das Stubensitzen liebst.

Ich mag dich gar nicht leiden,
Du rauher, kalter Mann!
Du raubst mir gar viel Freuden
Und stellst dich gräulich an.
Du gönnest mir das Gehen
Im Feld' und Walde nicht;
Ich soll durch Glas nur sehen,
Ich armer kleiner Wicht.

Die traurigen vier Wände
Sind meine liebe Noth;
Das Sitzen hat kein Ende,
Ich sitze mich noch todt.
Und, gleich als ob's im Zimmer
Noch wunderherrlich wär'?
Da heulst du draußen immer
Und plätscherst hinterher.

Mit deinen Weihnachtsgaben
Hast du wol oft bethört
So manchen armen Knaben,
Daß er nicht aufgehört

Dich herzuwünschen. Denke
Nur nicht zu schlecht von mir;
Was nützt mir dein Geschenke
Mit Regen vor der Thür?

Da kommt mir etwa eben
Ein Hut, ein neues Kleid. —
Wozu wird mir's gegeben?
Ich mache mich bereit,
Ich putze mich auf's beste —
Allein, da fällt ein Sprang! *)
Fort, Hut und Kleid und Weste,
Fort in den Kleiderschrank!

Und dann die paar Rosinen
Und Feigen, die du hast;
Sie sollen ja nicht dienen,
Und sind dem Bauch zur Last.
Nein, frisches Obst vom Baume,
So aus der ersten Hand,
Das, das behagt dem Gaume;
Gedörrtes ist nur Tand.

Es lebe mir, es lebe
Der Sommer, warm und schön!
Der Kirschbaum und die Rebe
Sind nicht vorbei zu gehn!
Das Beet voll Rittersporen
Ist herrlich auch zu sehn!
Dezember, hast verloren;
Der Sommer nur ist schön!

Overbeck.

*) Ein Regenschauer.

Gespräch
über das vorstehende Gedicht.

Fritz.

Vater, wie gefällt dir das Lied?

Vater.

Recht gut.

Fritz.

Mir nicht.

Vater.

Warum nicht?

Fritz.

I, das muß ja wol ein verzogener Weichling gewesen sein, der das gemacht hat!

Vater.

Ei, ei, Fritz! so rasch im Verurtheilen?

Fritz.

Ja, Vater! Warum winselt er so über den Winter, als wenn, ich weiß nicht was für ein Unglück wäre!

Vater.

Aber ist es denn nicht wahr, Fritz, daß es im Winter stürmt, schneit, friert? —

Fritz.

Ja, aber deßwegen ist es ja auch Winter! Und was thut das?

Vater.

Nun, es ist aber doch nicht angenehm, wenn Einem der kalte Nordwind so um die Nase bläs't!

Fritz.

Ja, aber was thut das?

Vater.

Oder, wenn's oft vier Wochen hinter einander regnet, daß man fast gar nicht aus dem Hause gehen kann?

Fritz.

Ja, aber was thut das? — O und ich gehe doch hinaus, wenn's schon ein wenig regnet!

Vater.

Freilich, wenn man sich etwas hart gewöhnt hat, so nimmt man's so genau nun eben nicht.

Fritz.

Na, warum hat der Mann sich nicht auch so gewöhnt? So brauchte er nicht so zu winseln.

Vater.

Vielleicht verstehst du ihn unrecht; seine Meinung war wol nur, daß der Winter nicht völlig so angenehm, als der Sommer wäre.

Fritz.

So hätte er das sagen sollen. Aber er sagt ja: der Sommer wäre nur allein schön; und das ist doch nicht recht gesprochen! O, wenn der Teich erst zugefroren ist, und wir dann auf Schrittschuhen laufen! Oder wenn Schnee gefallen ist, und wir dann im Schlitten fahren, das ist doch auch gewiß recht schön!

Vater.

Du hast Recht, Fritz; der Winter hat seine Freuden so gut, als der Sommer, und es freut mich, daß du das erkennst. Ein unverwöhnter, unverzärtelter und arbeitsamer Mensch kann in jeder Jahrszeit vergnügt sein; und es ist Thorheit oder Undank gegen den Schöpfer der Welt, wenn man bei jedem rauhen Lüftchen, welches uns anwehet, sogleich in Seufzer, Murren oder Klagen ausbricht. Aber dem Verfasser unsers Liedes thust du dennoch Unrecht, Fritz!

Fritz.

Ja, warum?

Vater.

Wenn der Mahler einen verzärtelten Menschen mitten im Sommer in Pelzwerk eingehüllt und am hellen Kaminfeuer sitzend mahlte: was würdest du sagen? Etwa, daß er selbst ein großer Weichling sein müsse?

Fritz.

Nein! Ich würde nur sagen, daß er einen Weichling gemahlt habe.

Vater.

Recht gesprochen! Aber eben so billig solltest du nun auch in deinem Urtheile über den Dichter sein, der unser Lied an den Wintermonat machte. Denn Mahler und Dichter sind fast einerlei, nur daß Jener mit Farben, Dieser mit Worten mahlt; Beide wollen nur etwas darstellen, oder ein Bild von etwas machen.

Fritz.

Ja dann!

Vater.

Unser Dichter, den ich sehr gut kenne, und der gewiß kein Weichling ist, wollte bloß beschreiben, was ein verzärteltes Stadtkind denkt und spricht, wenn's im Winter etwas rauh ist; muß er nun deßwegen selbst ein verzärtelter Mensch sein?

Fritz.

Nein! — aber daran hatte ich nicht gedacht.

Vater.

Also abermahls eine Warnung, daß du künftig behutsamer im Urtheilen, und nicht sogleich mit deinem Tadel bei der Hand sein mußt! Fast jede Sache hat zwei oder mehr Seiten, von der man sie ansehn kann; und man sollte sich also billig nie erlauben, über Etwas zu urtheilen, was man nicht zuvor nach allen seinen Seiten angesehen hat.

Fritz.

Nun, das will ich mir gewiß merken!

Vater.

Daran wirst du wohl thun! Zur Belohnung dieses guten Vorsatzes will ich dir auch ein anderes Lied lehren, worin jede Jahrszeit ihr verdientes Lob erhält. Hier ist es: E.

Auf den Wechsel der Jahrszeiten.

Wie schön ist der Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr!
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Hier grünen die Bäume, dort Reben,
Dort Saaten auf lachender Flur.

Der Sommer, mit heißeren Tagen,
Reift, was ihm der Frühling gebar;
Zu mindern der Sonnenglut Plagen
Bringt kühlende Früchte er dar!

Des Jahres gewonnenen Segen
Genießet die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

Und schüttelt vom kalten Gefieder
Der Winter uns Schnee auf die Flur;
So schlägt uns sein Stürmen nicht nieder;
Sein Eislauf ergetzet uns nur.

Drum lieb' ich den Wechsel der Zeiten,
O Freunde, im wandelnden Jahr:
Wie herrliche Freuden bereiten
Und bringen dem Menschen sie dar!

Overbeck.

Man muß das Gute, aber nicht die Thorheiten Anderer nachahmen.

Gust sagte: ich bin ein Trommelschläger; stellte sich an's Fenster und trommelte auf der Fensterscheibe.

Ich will auch trommeln, sagte Hänschen; stellte sich ans Fenster, trommelte, zerbrach die Scheibe, und schnitt sich in die Finger.

Gust und Hänschen standen am Bache; über den Bach war ein Stab gelegt, und Gust sagte: da will ich hinüber gehn!

Ich auch! rief Hänschen.

Beide traten auf den Stab, wollten hinüber gehn, fielen aber Beide in's Wasser, und kamen nur so eben mit dem Leben davon.

Ich will mich scheren, sagte Gust, der seines Vaters Bartbecken stehen sah; seifte sich ein, und schabte die Seife mit einem Tischmesser wieder ab.

O ich will mich auch scheren! rief Hänschen; seifte sich ein, nahm ein Messer und schnitt sich in die Backe.

Da erzählte ihm sein Vater folgende Fabel:

E.

Der Affe.

Ein drollig Eichhorn tanzt' in bunten
Und krausen Sprüngen hin und her
Auf einer Eich', und war bald unten
Bald oben, hüpfte kreuz und quer,
Und machte Männchen fein und zierlich.

Das sah ein Aff'. Ein Aeffchen ist,
Wie ihr schon aus der Fibel wißt,
Vor allen Thieren gar possirlich.
Er sah das Spiel ein Weilchen an;
Schnell klettert' er die Eich' hinan,
Den Vorrang in Possirlichkeiten
Dem Eichhornnärrchen abzustreiten.

Er that dem Eichhorn Alles nach,
Und machte Männchen, sprang behende
Von Zweig zu Zweigen; aber — ach!
Das Spiel nahm ein betrübtes Ende.
Wie konnt' es auch wol anders sein?
Der Affe fiel und brach ein Bein.

Gereizt durch sein Gewinsel kamen
Die Affenbrüder allzumahl,
Und hörten, wie des Bruders Qual
Die weise Warnung anbefahl:
Nie fremde Thorheit nachzuahmen.

Overbeck.

Was sind Kennzeichen?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich sollte mich gewöhnen, allemahl zu denken, wenn ich etwas sähe oder hörte; aber sage mir nun, was soll ich da denken?

Vater.

O liebes Kind, da kannst du allerlei denken! Wenn du jetzt Etwas siehest oder hörest, das du vorher noch niemahls gesehn oder gehört hattest, so fällt dir dabei ein: was ist das? hernach: wo kommt das her? und endlich: wozu ist das nütze? oder, wozu gebraucht man das? Ist's nicht wahr, so oft du etwas Neues siehst, so fragst du: was ist das? Du willst von den Sachen, die du siehst, gern eine Kenntniß erlangen.

Kind.

Eine Kenntniß erlangen? Ich weiß nicht, was du damit meinst.

Vater.

Kenntniß von einer Sache erlangen, heißt so viel, als Etwas von ihr zu wissen bekommen. Man kennt eine Sache recht, oder hat eine gute Kenntniß von ihr, wenn man so viel von ihr weiß, daß man sie von allen andern Dingen unterscheiden kann. Z. E. hier liegt ein Haufen Obst: kannst du aus der ganzen Menge einen Borsdorfer Apfel heraussuchen?

Kind.

Nein, das kann ich nicht.

Vater.

Also kennest du auch die Borsdorfer Aepfel noch nicht recht, weil du kein Kennzeichen hast, wodurch du sie von allen andern Aepfeln unterscheiden kannst. Aber

unter diesem Obste sind auch einige Birnen; zeige mir sie.

Kind.

Hier ist eine Birne, hier noch eine!

Vater.

Woran kennst du sie denn?

Kind.

Die Birnen sehen anders aus, als die Aepfel.

Vater.

Ei, das glaub' ich nicht; die Aepfel sehen grün, und die Birnen auch grün aus.

Kind.

Ja, aber die Birnen sind unten am Stengel spitzig, und die Aepfel nicht.

Vater.

Gut, mein Kind, du hast dir also ein Merkmahl gemacht, oder ein Kennzeichen, wodurch du die Aepfel von den Birnen unterscheiden kannst, und das ist die Gestalt: die Birnen haben eine andere Gestalt als die Aepfel. Wenn du nun aber Feigen und Birnen unter einander liegen sähest, so würde dein Kennzeichen nichts taugen; denn die Feigen sind unten am Stengel auch spitzig, wie die Birnen. Du müßtest sie also an der Farbe erkennen; denn die reifen Feigen sehen braun aus, und die Birnen grün oder gelb. Alsdann wäre die Farbe dein Kennzeichen. Wir wollen es noch einmahl versuchen. Hier liegen drei Bänder; das erste soll mein sein, das zweite dein, und das dritte deinem Bruder. Jetzt will ich sie durch einander mengen. Kennst du nun deins noch?

Kind.

Dieses hier.

Vater.

Woran kennst du es denn?

Kind.

Weil es roth ist, und die andern beiden sind nicht roth.

Vater.

Gut; also war hier die rothe Farbe dein Kennzeichen. Aber nun wollen wir drei rothe Bänder nehmen; das erste soll wieder mein sein, das zweite dein, und das dritte deinem Bruder. Ich menge sie unter einander, und nun zeige mir deins.

Kind.

Dieses hier.

Vater.

Woran kennst du es aber jetzt? Sie sind ja alle drei roth.

Fritz.

Meines war das längste.

Vater.

Gut; also war hier die Länge dein Kennzeichen. Ferner: hier sind zweierlei Flöckchen; — sie sind blau, und sind auch von jeder Art große und kleine. Die zur rechten Hand liegen, sind von Seide. Sieh sie beide recht an, greif sie an, und merke dir Etwas, woran du die wollenen, und auch Etwas, woran du die seidenen unterscheiden kannst.

Kind.

Nun habe ich mir Etwas gemerkt.

Vater.

Gut, ich will sie unter einander mengen, und nun lies mir ein seidenes und ein wollenes heraus.

Kind.

Hier ist ein seidenes, und hier ein wollenes.

Vater.

Woran kennst du sie denn?

Kind.

Die wollenen sind rauch, und die seidenen glatt.

Vater.

Recht wohl; das siehst du, und wenn du es auch nicht sähest, so könntest du es fühlen. Das ist ein gutes Kennzeichen. Noch Etwas: hier stehen drei Gläser; in dem einen ist Wein, in dem zweiten Essig, in dem dritten Wasser. Es ist ein Glas so groß und so voll, als das andere; der Wein sieht roth, der Essig roth und das Wasser auch roth aus. Woran wolltest du nun wol erkennen, in welchem Glase der Wein, in welchem der Essig, und in welchem das Wasser ist?

Kind.

Ich müßte sie kosten.

Vater.

Weißt du denn, wie Wein, und wie Essig schmeckt?

Kind.

O ja, das weiß ich wol.

Vater.

Nun gut; das wäre also wieder ein Kennzeichen, der Geschmack. Aber gesetzt nun, du dürftest sie nicht kosten, und wolltest doch gern wissen, was in jedem Glase wäre; woran würdest du es sonst merken können?

Kind.

Wenn ich es nicht kosten dürfte, so weiß ich es nicht.

Vater.

So will ich dir noch ein anderes Kennzeichen sagen, den Geruch. Wein hat einen andern Geruch, als Essig, und Wasser hat gar keinen Geruch. — Kennst du deinen Bruder Karl?

Kind (lachend).

O, wenn ich den nicht kennte!

Vater.

Woran kennst du ihn denn?

Kind.

An seinem Gesichte.

Vater.

Recht: also, wenn gleich funfzig andere Knaben daständen, so würdest du von allen funfzigen keinen Einzigen für deinen Bruder Karl ansehn; denn kein Einziger würde gerade so ein Gesicht haben, als er; und du hast dir in seinem Gesichte Kennzeichen gemerkt, wodurch du ihn von allen andern Menschen unterscheiden kannst. Solche Kennzeichen muß man sich von allen Sachen merken, damit man nicht ein Ding für das andere ansehe. Sobald du eine Sache von allen andern Sachen unterscheiden kannst, so heißt es: du hast sie kennen gelernt.

Nun will ich sehn, ob du dir gute Kennzeichen machen kannst. Hier sind zehn Kartenblätter; davon merke dir einmahl dieses einzige. Suche dir ein Kennzeichen, woran du es immer kennst. Morgen will ich dich fragen, was es für eins gewesen; da sollst du es mir unter allen zehn heraussuchen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Was ist eine Eigenschaft?

Kind.

Wie sieht denn eine Eigenschaft aus? Ich habe gehört, der liebe Gott hätte so schöne Eigenschaften; die möcht' ich einmahl sehen!

Vater.

Liebes Kind, Gottes Eigenschaften kann man nicht sehen, so wie man auch den lieben Gott selbst nicht sehen kann, weil er kein Körper ist; denn nur die Körper kann man sehen, und also auch nur die Eigenschaften der Körper.

Kind.

Aber was ist denn das für ein Ding, eine Eigenschaft?

Vater.

Ich habe dir neulich gesagt, man müsste sich bei jeder Sache, die man sehe, höre u. s. w. Etwas merken, woran man sie kennen, d. i. von andern Sachen unterscheiden könne; weißt du das noch?

Kind.

Ach ja, Kennzeichen!

Vater.

Richtig! Wenn du nun dir an einer Sache Etwas gemerkt hast, woran du sie kennen willst, so mußt du Acht geben, ob du Das, was du dir gemerkt hast, allemahl — oder nur manchmahl an derselben Sache findest. Findest du es allemahl, so heißt es eine Eigenschaft derselben Sache, und alsdann ist es ein sicheres Kennzeichen. Findest du es aber nicht allemahl, so ist es auch keine Eigenschaft, und kein sicheres Kennzeichen. Ich will dir gleich ein Beispiel geben.

Sieh, hier sind zwei Körper — denn, daß es Körper sind, weißt du daher, weil du sie Beide sehen und fühlen kannst. Das Eine ist ein Stück Leder, und das Andere ein Span Holz. Wirst du wol Beide kennen? wirst du das Holz vom Leder unterscheiden können? Ich meine so, daß du nicht das Leder für Holz, und das Holz für Leder ansiehest. Sage mir einmahl

welches ist das Leder, und welches ist das Holz?

Kind.

Dis hier ist Leder, und das da Holz.

Vater.

Woher weißt du das?

Kind.

Weil du mir es gesagt hast.

Vater.

Ja, das taugt nichts. Denn, wenn du nun einmahl anderswo Holz und Leder beisammen siehst, und es ist Niemand dabei, der dir's sagen kann, so wirst du alsdann nicht wissen, was Holz, und was Leder sei. Du mußt dir selbst Kennzeichen machen, das heißt, du mußt dir an jedem Körper Etwas merken, wodurch du ihn kennen und von andern Körpern unterscheiden kannst. Sieht denn das Leder eben so aus, wie das Holz, und das Holz, wie das Leder?

Kind.

Nein! das Leder sieht braun und das Holz weiß aus.

Vater.

Du machst dir also hier die Farbe zum Kennzeichen, woran du diese beiden Körper unterscheiden willst; aber findest du denn dieselbe braune Farbe allemahl bei dem Leder, und die weiße Farbe allemahl bei dem Holze? Verstehst du das nicht, so will ich dich anders fragen: sieht denn alles Leder braun und alles Holz weiß aus?

Kind.

Nein!

Vater.

Nun, also kannst du auch das Leder nicht daran kennen; die braune Farbe ist keine Eigenschaft des Leders, und die weiße Farbe keine Eigenschaft des Holzes, weil man sie nicht allemahl bei diesen Körpern an-

trifft. Denn hier will ich dir ein paar andere Stücke zeigen; die sehen Beide weiß aus. Nun wirst du nicht wissen, welches Holz, oder welches Leder ist. Aber nimm sie einmahl in die Hand; vielleicht findest du etwas Anderes, woran du sie kennen kannst. Greift sich denn das Holz eben so an, wie das Leder?

Kind.

Nein; das Holz ist hart, und das Leder ist weich.

Vater.

Das ist schon besser; aber ich will dir noch Etwas daran zeigen. Siehe, das Leder kann ich biegen, und das Holz nicht. Ebendieses findest du wenigstens bei den meisten Arten von Leder, und bei den meisten Arten Holz; also ist es eine Eigenschaft des meisten Leders, daß es sich biegen läßt, es mag braun oder weiß, roth oder schwarz sein.

Sieh einmahl deinen Bruder an. Er sieht jetzt blaß aus; aber sieht er immer blaß aus?

Kind.

Nein.

Vater.

Also ist das keine Eigenschaft von ihm, weil es sich nicht allezeit bei ihm findet. Du kannst dir also auch diese blasse Farbe nicht zu einem Kennzeichen deines Bruders machen. Aber wie sehen seine Haare aus?

Kind.

Schwarz.

Vater.

Hat er allezeit schwarze Haare.

Kind.

Ja.

Vater.

Also ist das eine Eigenschaft seiner Haare; und ein

Kennzeichen deines Bruders, daran du ihn wenigstens von allen andern Leuten in unserm Hause unterscheiden kannst; weil sonst Niemand schwarze Haare hat, als er.

Noch Etwas: dein Bruder ist lustig, und das ist er zu aller Zeit. Folglich ist das eine Eigenschaft deines Bruders, daß er lustig ist, weil man das immer an ihm findet.

Eben so hat jedes Ding seine Eigenschaften; z. B. der Mensch hat Eigenschaften des Körpers; er ist schön, er ist stark, er ist dick und dergleichen. Aber er hat auch Eigenschaften der Seele; er ist klug, er ist dumm, er ist fleißig, er ist mitleidig u. s. w.

Gott hat also auch Eigenschaften. Er ist z. B. sehr gütig, sehr weise oder verständig; er ist allwissend, das heißt, er weiß Alles; er ist allmächtig, das heißt, er kann Alles thun, was er will, und ist Herr über alle andere Dinge u. s. w.

Ein jedes Ding kann gute, und kann schlechte Eigenschaften haben. Gott hat lauter gute Eigenschaften, wie du nun wol verstehen wirst; denn ich weiß, du hältst es für gut, wenn Jemand freundlich, liebreich und freigebig ist, wenn er viel weiß und viel kann. Siehest du, das sind die schönen Eigenschaften Gottes, von welchen du gehört hast.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Der Schmetterling und die Biene.

Wär's Wetter schön,
So sprach ein Schmetterling, ich wollte
Ins Feld, zu scherzen und zu tändeln, gehn.

Und ich, antwortete die Biene,
Ging' an mein Tagewerk ins Grüne,
Wär's Wetter schön.

Gleim.

Was ist Unterschied und Gleichheit?

Kind.

Lieber Vater, darf ich dich wol schon wieder etwas fragen?

Vater.

Frage mich, mein Kind, so oft du willst; es ist mir allemahl lieb, wenn du Lust hast, etwas zu lernen.

Kind.

Was ist denn ein Unterschied?

Vater.

Weißt du schon was Gleichheit ist?

Kind.

Ich bitte um Vergebung, das weiß ich auch nicht.

Vater.

Nun, so wirst du doch noch wissen, was eine Eigenschaft ist?

Kind.

O ja, lieber Vater, das hast du mir ja erst gestern gelehrt.

Vater.

Nun sieh, wenn zwei Dinge einerlei Eigenschaften haben, so sind sie einander gleich; wenn aber das eine Ding andere Eigenschaften hat, als das andere, so heißt es: sie sind unterschieden.

Kind.

Haha!

Vater.

Sieh, hier in der Stube stehen sechs Stühle; wir wollen zwei davon neben einander stellen, damit du sie recht übersehen kannst. Nun sage mir: sieht Einer aus, wie der Andere, oder sieht dieser anders aus, als jener?

Kind.

Ich dächte, es sähe Einer aus, wie der Andere.

Vater.

Ich dächte es auch; denn sieh, dieser hier hat braunes Gestell, jener hat auch braunes Gestell; dieser hat einen rothen Ueberzug, jener auch; dieser ist eben so hoch, als jener, eben so groß, als jener, mit Einem Worte, Einer hat eben die Eigenschaften, die der Andere hat. Nun sage mir: sind diese beiden Stühle einander gleich, oder sind sie unterschieden?

Kind.

Sie sind einander gleich.

Vater.

Allerdings. Nun will ich aber einen hölzernen Schemel neben diesen Stuhl setzen; sind diese Beiden auch einander gleich?

Kind.

Nein, gar nicht.

Vater.

Warum denn nicht?

Kind.

Der Stuhl ist gepolstert, der Schemel aber nicht.

Vater.

Recht, mein Kind; das ist also ein Unterschied zwischen dem Stuhle und dem Schemel. Ferner: hier stehn zwei Tische; findest du nun Gleichheit oder einen Unterschied zwischen ihnen?

Kind.

O Vater, ich finde einen großen Unterschied.

Vater.

Welchen denn?

Kind.

Dieser hier ist rund, und jener dort ist viereckig.

Vater.

Ganz richtig. Der Unterschied zwischen diesen beiden Tischen ist also in der Gestalt. — Sie sind aber auch einander gleich; denn dieser ist eben so hoch als jener; dieser hat vier Füße, jener hat auch vier Füße; dieser ist von Holz gemacht, jener auch. Also im Gestell, in der Höhe, in der Materie *) dieser beiden Tische ist eine Gleichheit; aber in der Gestalt der Tischblätter ist ein Unterschied.

Und eben so können viele andere Dinge in gewissen Stücken einander gleich, in gewissen Stücken aber von einander unterschieden sein. Z. B. hier liegen zwei Stücke Geld; sind sie einander gleich, oder sind sie von einander unterschieden?

Kind.

Sie sind von einander unterschieden.

Vater.

Aber ich dächte, sie wären einander gleich; denn, dieses ist doch eben so groß, als jenes; dieses ist rund, und jenes auch rund.

Kind.

Ja, aber dieses ist doch gelb, und jenes ist weiß.

---

*) Materie nennt man Dasjenige, woraus ein Ding gemacht ist. Also die Materie der beiden Tische ist Holz, denn aus Holz sind sie gemacht.

Vater.

Du hast Recht, mein Kind; also ist der Unterschied zwischen diesen beiden Münzen in der Farbe, oder vielmehr in dem Metalle, woraus sie geprägt sind; denn du weißt doch noch, wie dieses gelbe Metall heißt?

Kind.

Gold.

Vater.

Und dieses weiße hier?

Kind.

Silber.

Vater.

Also ist in der Gestalt und der Größe dieser beiden Münzen eine Gleichheit; aber in der Farbe? —

Kind.

Eine Ungleichheit.

Vater.

Oder, welches einerlei ist, ein Unterschied.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Fritzchens Abschied von seinem Steckenpferde.

Da stehe du in gutem Frieden,
Du liebes Steckenpferdchen, du!
Nun werd' ich dich nicht mehr ermüden;
Vor mir hast du nun gute Ruh!

Ich soll dich nicht mehr wiedersehen!
Warum? die Großen sind dir feind!
Ich soll nun in die Schule gehen,
Und lesen in dem Kinderfreund!

Das wollt' ich gern! Wenn nur das Sitzen,
Das Sitzen nicht so lästig wär'!
Da muß man ganze Stunden schwitzen,
Darf nicht so springen rund umher!

Darf nicht Galopp und Trab da reiten!
Denn in der Schule fehlt's an Raum;
Und unter all' den großen Leuten
Da wagt es unser Einer kaum!

Ja nun, ich will darob nicht klagen;
Es muß ja nun einmahl so sein!
Und alle wackre Leute sagen:
Das Winseln sei für Weiberlein.

Doch, eh wir von einander scheiden,
Du liebes, gutes, buntes Pferd!
Nimm meinen Dank für alle Freuden,
Die du sonst deinem Fritz gewährt!

Wie manche, manche frohe Stunde
Hast du mir Kleinen nicht gemacht!
Wie hat nicht oft aus Herzensgrunde
Die gute Mutter drob gelacht!

Wer war in trüben Wintertagen
Mein Trost und meine Lust, als du?
Wer schützte Fritzchen vor den Plagen
Der langen Weile dann, als du?

Wie herrlich schmeckte deinem Reiter
Sein Mittagsbrot, sein frischer Trank!
Wie fröhlich war sein Herz, wie heiter!
Wie süß sein Schlaf auf harter Bank!

Das dank' ich dir, und weiß doch nimmer,
Wie ich es dir vergelten soll!
Doch lieben will ich dich auf immer,
Du gutes Ding! Nun, lebe wohl!

Overbeck.

Was heißt: glückselig sein?

Kind.

Was sind denn das für Menschen: glückselige Menschen? Herr Ernst hat mir heute davon gesagt.

Vater.

Glückselig, mein Kind, heißen wir, wenn es uns wohl geht, und wenn wir nicht besorgen dürfen, daß es über kurz oder lang uns einmahl übel gehen werde. Denn wenn es uns übel geht, oder wenn wir nur besorgen müssen, daß es uns künftig übel gehen werde, so heißen wir unglückselig. Hältst du dich für glückselig oder für unglückselig?

Kind.

Für glückselig.

Vater.

Warum?

Kind.

Weil es mir wohl geht, sehr wohl!

Vater.

Es ist wahr, du bist gesund, hast, was du gebrauchst, und du bist vergnügt; aber weißt du denn auch gewiß, daß es dir immer so wohl gehen werde, als jetzt?

Kind.

Nein, das weiß ich nicht gewiß.

Vater.

So bist du auch noch nicht recht glückselig. Aber wünschest du nicht, es zu werden?

Kind.

O gern, wenn ich nur wüßte, wie man es machen muß, daß man recht glückselig wird!

Vater.

Das will ich dir gleich sagen: du mußt klug und fromm werden, das heißt, du mußt den lieben Gott kennen lernen, ihn lieb haben, und so leben, wie er es haben will. Wenn du das thust, so wird dich Gott wieder lieb haben, und alsdann wird es dir immer wohl gehn, oder du wirst glückselig sein.

Viele Menschen halten sich für glückselig, weil sie gut Essen und Trinken und schöne Kleider haben, oder weil sie vornehm und reich sind; aber sie sind darum nicht glückselig.

Denn diese guten Dinge hören einmahl auf, wenigstens wenn ihre Besitzer sterben; und wenn sie nun nicht klug und fromm gelebt haben, so wird es ihnen nach dem Tode übel gehn.

Du sollst mir darüber selbst deine Meinung sagen. Wenn du alle Tage gut Essen und Trinken und auch schöne Kleider hättest, wärest aber nicht gesund, hieltest du dich da für glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Wenn du nun aber gesund wärest, und Alles vollauf hättest, wärest aber ungezogen und würdest deßwegen von allen Menschen verachtet und gehasset; hieltest du dich da für glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Also sei nicht ungezogen, sondern gib dir Mühe, daß du artig und sittsam werdest, damit die Leute dich lieb haben, weil du sonst nicht glückselig werden kannst!

Wenn du nun aber auch noch so viel Freunde hättest, wüßtest aber gewiß, daß der liebe Gott dich nicht lieb hätte, weil du nicht fromm lebtest, wärest du da glückselig?

Kind.

Nein.

Vater.

Also sei fromm, damit Gott dich lieben kann; sonst ist es ganz unmöglich, daß du glückselig werden kannst.

Damit du die Sache noch besser verstehen lernest, will ich dir etwas erzählen.

Ich habe einmahl zwei Knaben gekannt; der eine hieß Kristoph und der andere Martin.

Kristoph hatte arme Eltern, Martin reiche.

Kristoph lebte von Brot und Wasser, Martin von Torte, Braten, Thee und Kaffee.

Kristoph hatte Kleider von grober Leinwand und Wolle, Martin von Seide.

Welchen hältst du nun für glückseliger?

Kind.

Martin.

Vater.

Höre mir weiter zu.

Kristoph hielt seine schlechten Kleider reinlich und ordentlich, Martin hatte seine kostbaren Kleider immer beschmutzt und zerrissen.

Kristoph war fleißig und sittsam, Martin faul und unbändig.

Kristoph war bei seinen schlechten Speisen gesund, Martin war bei seinen Leckerbissen immer krank, und mußte einen Tag um den andern Arzenei einnehmen.

Kristoph hatten alle Leute lieb, Martin ward von allen Leuten verachtet.

Hältst du noch Martin für glückseliger, als Kristoph?

Kind.

Nein; nun glaube ich doch, Kristoph war glückselig, und Martin nicht.

Vater.

Und da glaubst du ganz recht. Noch etwas will ich dir erzählen: höre mir zu, mein Kind!

Es lebten zwei Menschen in einer Stadt, ein Reicher und ein Armer.

Der Reiche hatte alle Tage viele köstliche Speisen, der Arme nicht einmahl satt trockenes Brot.

Der Reiche hatte kostbare Kleider, der Arme ging halb nackend.

Der Reiche war gesund und guter Dinge, der Arme war krank und elend.

Der Reiche hatte immer viele Leute um sich, die sich seine Freunde nannten, und mit welchen er schmausete und sich vergnügte; der Arme hatte keinen einzigen Freund, und Niemand wollte ihm helfen.

Welcher von diesen Beiden scheint dir nun glücklicher gewesen zu sein? der Reiche, oder der Arme?

Kind.

O der Reiche!

Vater.

So scheint es; aber gib nur Acht, wie es am Ende ablaufen wird.

Der Arme bat den Reichen um einen Bissen Brot; der Reiche wollte ihm selbst diesen nicht einmahl gern geben.

Der Arme war ein frommer Mann und ehrte Gott; der Reiche war ein böser Mensch, dachte nicht einmahl an Gott.

Der Arme starb endlich, und kam in den Himmel, wo es ihm beständig wohl geht; der Reiche starb endlich auch, und nun waren seine guten Tage zu Ende. Nun kam er an einen Ort, wo es ihm sehr übel ging, wo er gemartert und geplagt wurde, zur Strafe, weil er nicht fromm gelebt hatte.

Wer war nun glückseliger: der Reiche oder der Arme?

Kind.

O der Arme! Ja, gewiß, Vater, der Arme war glückseliger.

Vater.

Siehe also, wenn es bloß deinem Leibe wohl geht, so ist das keine wahre Glückseligkeit. Nur der Mensch ist wahrhaftig glückselig, den Gott lieb haben kann. Dem wird es nicht nur, so lange er hier lebt, sondern auch nach dem Tode immer wohl gehen.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Wie man's treibt, so geht's!

Hans war im Kinderrocke schon
Ein ungezogner Knabe;
Keck sprach er allen Menschen Hohn;
Das war so seine Gabe.

Manch Gängelband riß er entzwei
Zum Herzeleid der Zofe *);
Entwischte dann, und war er frei,
So schwärmt' er wild im Hofe!

Mit seiner Kraft wuchs auch sein Muth,
Sein Ungestüm, sein Toben.
Kein Nachbar war dem Knaben gut,
Kein Lehrer wollt' ihn loben!

Er sprang, er lief, er kletterte
Hoch über Zaun und Hecken;
Oft schrie die Mutter Ach und Weh!
Und sah es an mit Schrecken!

Kein Graben war für ihn zu breit,
Er mußt' hinüber springen.
Doch wollte die Verwegenheit
Nicht immer recht gelingen.

Sah er des Vaters Roß im Stall,
Husch! war der Bube droben;
Und dann ging's über Berg und Thal,
Daß Kies und Funken stoben!

Das Sitzen war nun gar sein Tod,
Das Lernen seine Plage;
Die Lehrer hatten ihre Noth,
Und führten bittre Klage!

Beim Schreiben hatt' er selten Ruh;
Ihn schreckten die Vokabeln!
Kaum hört' er noch geduldig zu
Der Amme Wunderfabeln!

---

*) Der Wärterinn.

Nun wuchs der Bursche so heran
Im zügellosen Wesen;
Der Bart verkündigte den Mann,
Doch konnt' der Mann kaum lesen.

Leer war der Kopf und roh der Sinn,
Wild, ungestüm und flüchtig;
Die edle Jugendzeit war hin,
Hans war zu nichts nun tüchtig.

Groß war er wol, doch ungeschickt,
Und seiner Eltern Schande!
Zuletzt ging er, von Schimpf gedrückt,
Aus seinem Vaterlande!

Was half ihm das? — Ihm fehlte stets
Geschick und Brot und Ehre!
Denn, Freunde, wie man's treibt, so geht's;
Merkt euch die weise Lehre!

Overbeck.

Was ist Mitleid?

Vater.

Nun, du hast gelustwandelt?

Kind.

Ja, Vater.

Vater.

Erzähle mir doch, was hast du denn gesehen? Was hast du gehört?

Kind.

Lieber Vater, es begegnete uns ein Bettler.

Vater.

Ich habe dir schon mehrmahls gesagt, du sollst nicht Bettler sagen. Bettler ist ein schimpflicher Name, und wenn die Leute gleich arm sind, so muß man sie deßwegen doch nicht schimpfen.

Kind.

Es begegnete uns ein Armer, der hatte kein Hemde an, sondern nur lumpige Kleider; das sah ganz abscheulich aus.

Vater.

Abscheulich? — Ich dächte vielmehr erbärmlich. Was sagte denn der Arme?

Kind.

Er bettelte. — Nicht doch; er wollte gern etwas haben.

Vater.

Gabst du ihm nicht etwas?

Kind.

Lieber Vater, ich hatte nichts.

Vater.

Aber dauerte dich denn nicht dieser arme Mann?

Kind.

Nein, lieber Vater, ich fürchtete mich vor ihm, und lief so hurtig, als ich konnte.

Vater.

Das hättest du nicht nöthig gehabt; der arme Mann würde dir nichts gethan haben. Besser wäre es gewesen, wenn du Mitleiden mit ihm gehabt hättest.

Kind.

Was ist denn das, Mitleiden?

Vater.

Ich will es dir erklären. Wenn deine Mutter Kopf-

schmerzen hat, und auf dem Bette liegt: ist dir das lieb oder nicht lieb?

Kind.

Es ist mir nicht lieb.

Vater.

Also dauert dich alsdann deine liebe Mutter?

Kind.

Ja, Vater, sie dauert mich sehr.

Vater.

Nun, eben dieses Dauern heißt man Mitleiden. Moritz ist dein guter Freund; warum weintest du denn, als er letzthin sich in die Hand geschnitten hatte, und so viel Blut aus der Wunde lief? Fühltest du denn etwas davon?

Kind.

Ich fühlte wol nichts, aber es dauerte mich doch.

Vater.

Nun siehe, dieses Dauern ist Meitleiden; denn weil du ihn lieb hast, so wünschest du ihm lauter Gutes, und kein Böses; wenn er fröhlich ist, so freuest du dich mit ihm, und wenn er leidet, so leidest du mit ihm.

Du sollst aber alle Menschen lieb haben, und also auch mitleidig sein, so oft du einen Kranken oder Elenden siehest.

Damit du ihnen aber auch eine Freude machen kannst, so mußt du von deinem Taschengelde immer etwas aufheben, um den Armen, die dich bitten, etwas geben zu können.

Kind.

Nun, das will ich auch gewiß thun, lieber Vater!

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Soll man denn auch die bösen Menschen lieb haben?

Kind.

Lieber Vater, du sagtest, ich sollte alle Menschen lieb haben.

Vater.

Ja, mein Kind, das sagte ich.

Kind.

O das kann man aber doch nicht!

Vater.

Warum nicht?

Kind.

Ja, den Heinrich kann ich doch unmöglich lieb haben!

Vater.

Warum denn nicht?

Kind.

Weil er so ein böser Junge ist.

Vater.

Ist er das?

Kind.

Ja wol! Er ist immer so unartig, und so ungehorsam, und will andere Kinder immer schlagen.

Vater.

Ei, das ist häßlich.

Kind.

Na, siehst du, Vater, den kann ich doch unmöglich lieb haben?

Vater.

Freilich nicht so lieb, als den guten Jakob, der immer artig und folgsam ist, und Keinem was zuwider thut; aber, wenn Heinrich in einen Graben fiele, und

nicht wieder herauskönnte: wolltest du ihn liegen lassen, oder würdest du ihm die Hand reichen, um ihm wieder herauszuhelfen?

Kind.

Ich würde ihm die Hand reichen.

Vater.

Oder, wenn du sähest, daß ein Schwein in seinen kleinen Garten käme, und ihn umwühlte: würdest du es wühlen lassen, oder würdest du es hinausjagen?

Kind.

Ich würde es hinausjagen.

Vater.

Oder, wenn du etwas dazu beitragen könntest, daß Heinrich seine Untugenden ablegte und artig würde, so artig, als Jakob ist: würdest du das nicht gerne thun?

Kind.

O sehr gern!

Vater.

Du wünschest ihm also doch nichts Böses?

Kind.

Nein.

Vater.

Würdest es vielmehr gern sehen, wenn's ihm gut ginge, und bist bereit, ihm zu helfen, wenn du kannst?

Kind.

Ja!

Vater.

Nun, liebes Kind, mehr verlangt man auch nicht von dir.

Kind.

Aber ich meine, ich sollte ihn auch lieb haben?

Vater.

Ganz recht; aber das heißt ja auch schon, Jemand

lieb haben, wenn man wünscht, daß es ihm wohl gehe, und wenn man auch bereit ist, etwas dazu beizutragen.

Kind.

Ja, dann!

Vater.

Freilich gibt es noch eine andere Art, Jemand lieb zu haben, wenn man nämlich gern in seiner Gesellschaft ist, und sich über ihn freut, weil er gut und liebenswürdig ist. Aber auf diese Art kann man nur die guten Menschen lieb haben.

Kind.

Ja, so habe ich den guten Jakob lieb!

Vater.

Und so kannst du den unartigen Heinrich nicht lieb haben, bis er auch wird artig geworden sein: denn wer mag mit unartigen Leuten gern in Gesellschaft sein, oder wer kann sich über ihre Unarten freuen?

Was willst du nun aber thun, wenn er wieder zu dir kommt, oder wenn er dich bittet, daß du wieder zu ihm kommest?

Kind.

Ich will ihm sagen, er möge sich erst bessern und nicht wieder so unartig sein, sonst könne ich nicht mit ihm umgehn.

Vater.

Gut, Kind; thue das, so wirst du ihn vielleicht auf bessere Wege bringen. Und glückt es dir, o dann freue dich! Dann hast du recht was Gutes gethan, und der liebe Gott, welcher Wohlgefallen daran hat, wird dich dafür lieben und es dir immer wohl gehen lassen.

C.

Was ist Ursache, und was ist Wirkung?

Vater.

Hast du schon gesehn, daß dein schöner Nelkenstock verwelkt ist?

Kind.

Ach ja, lieber Vater!

Vater.

Aber, weißt du auch die Ursache davon?

Kind.

Ursache? Ich weiß nicht, was du damit meinest?

Vater.

Ich wundere mich, daß du das nicht weißt, da du mich doch so oft um die Ursache der Dinge fragst, die dir vorkommen.

Kind.

Ich?

Vater.

Du! Als ich heute zu Mittage mein Messer und meine Gabel weglegte, fragtest du da nicht, warum ich nicht mehr essen wolle? Als dein Bruder gestern nicht mehr in die Stube kommen wollte, fragtest du ihn da nicht: Warum willst du denn nicht hereinkommen?

Kind.

Ja, das that ich.

Vater.

Nun siehe, mit diesem Warum? fragst du allemahl nach der Ursache; z. B. wenn du sprichst: warum ist denn der Nelkenstock verdorrt? so heißt das eben so viel, als wenn du sprächst: ich möchte gern die Ursache wissen, warum der Nelkenstock verdorrt ist;

oder, ich möchte gern wissen, was daran Schuld sei, daß der Nelkenstock verdorrt ist. (Er gibt dem Kinde einen leichten Schlag mit der Feder.) Was war das?

Kind.

Ein Schlag.

Vater.

Wer war die Ursache davon?

Kind.

I, das warest du, Vater!

Vater.

Richtig. Du siehst also, daß man unter dem Worte Ursache Dasjenige versteht, wodurch Etwas hervorgebracht, oder gemacht wird. Aber weißt du auch, wie man dasjenige nennt, was von einer Ursache hervorgebracht oder gemacht wird?

Kind.

Nein.

Vater.

Das nennt man eine Wirkung; ich z. B. war die Ursache des Schlages, und der Schlag war eine Wirkung. — Laß doch hören, ob du mich verstanden hast! Nicht wahr, das Feuer, welches jetzt im Ofen brennt, macht, daß es hier in der Stube warm ist? Was ist also das Feuer?

Kind.

O nun weiß ich's wol! Es ist eine Ursache.

Vater.

Aber was ist die Wärme in der Stube, die von diesem Feuer herrührt?

Kind.

O das weiß ich auch! Es ist eine Wirkung.

Vater.

Richtig! (Er nimmt ein Glas, und schlägt mit dem Messer daran). Was hörst du?

Kind.

Ich höre, daß es klingt.

Vater.

Gut; aber was ist nun wol die Ursache dieses Klingens? Oder warum klingt das Glas jetzt, da es doch vorher nicht klang?

Kind.

Weil du mit dem Messer daran schlägst.

Vater.

Recht; also wird das Anschlagen die Ursache, und das Klingen die Wirkung sein. (Er nimmt einen Stahl, und schlägt mit dem Feuerstein daran). Was siehst du da?

Kind.

Ich sehe Funken.

Vater.

Woher kommen denn die Funken?

Kind.

Sie kommen aus dem Stahle.

Vater.

Nicht so, mein Kind; denn wenn ich den Stahl auf dem Tische liegen lasse, oder ihn bloß in der Hand halte, siehest du Funken herauskommen?

Kind.

Nein, da sehe ich keine.

Vater.

Oder siehst du aus dem Feuersteine Funken kommen, wenn er auf dem Tische liegt?

Kind.

Nein, auch da sehe ich keine.

Vater.

Aber sobald ich mit dem Feuersteine an den Stahl schlage, siehe, so kommen Funken. Was ist also die Ursache der Funken?

Kind.

Das Anschlagen.

Vater.

Allerdings. Das Anschlagen ist die Ursache der Funken, und die Funken sind eine Wirkung des Anschlagens.

Erste Nahrung des gesunden Menschenverstandes.

Der Schmetterling.

Es war einmahl ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,
Erst wenig Stunden alt.

Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau,
Gesäumt war es mit Golde gar:
Auch trug er's recht zur Schau.

Zu allen Blumen flog er hin,
Und rief, wie's Mährchen spricht,
Den Andern zu: „Wie hübsch ich bin!
„Bewundert ihr mich nicht?

„Gewiß, kein Vogel ist so schön,
„So liebenswerth, als ich,
„Denn Keiner ist, ihr müßt's gestehn,
„So schön geputzt, als ich.“

Hier traf nun auch von ungefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee, von süßer Bürde schwer,
Ein muntres Bienchen an.

„Weg, Biene, schrie er, packe dich!
„Wie häßlich siehst du aus!“
Thor, sprach sie lächelnd, kennst du mich?
Komm erst, und sieh mein Haus.

Geschicklichkeit ist wahre Zier,
Und Güte nur gefällt;
Allein dein Putz — was nützt er dir,
Was nützt er wol der Welt?

Weiße.

Eulenspiegel und ein Fuhrmann.

Eulenspiegel ging eines Tages über Feld. Unterwegs begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigen Straße seine Pferde über die Gebühr antrieb, daß sie laufen mußten.

Kann ich, fragte er im Vorbeijagen, wol noch vor Abend zur Stadt kommen?

Eulenspiegel antwortete: wenn ihr langsam fahrt.

Der Kerl ist wol nicht klug, dachte der Fuhrmann, und trieb seine Pferde nur noch mehr an.

Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück, und traf denselben Fuhrmann wieder auf der Straße an, und zwar in großer Verlegenheit.

Von dem Jagen auf steinigem Boden war ihm ein Rad gebrochen.

Er konnte also mit seinem Wagen nicht aus der Stelle, und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen.

Sagte ich's euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet? —

Dieser Eulenspiegel hatte unter andern die sonderbare Gewohnheit, daß er lachte, so oft sein Weg bergan ging, und hingegen weinte, so oft er den Berg auf der andern Seite wieder hinabstieg.

Warum mochte er das wol thun?

Wenn ich bergan steige, sagte er, so denke ich an das angenehme Thal, in welches ich auf der andern Seite wieder hinuntergehen werde, und freue mich schon zum voraus darauf.

Wenn ich aber bergunter gehe, so denke ich daran, daß mir bald wieder ein neuer Berg in den Weg kommen wird, den ich hinaufsteigen muß, und stelle mir schon zum voraus die Mühe vor, die mir das machen wird; und — setzte er hinzu — es wäre gut, wenn die Menschen bei dem Glück und Unglück ihres Lebens es eben so machten; so würden sie im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt werden.

E.

Das Kameel und die Katze.

Die Katze (zum Kameel).

Willkommen, Bruder!

Kameel.

Wie? dein Bruder? Ich?

Katze.

Nun ja doch; sieh nur, zieret mich
Ein Buckel nicht so schön, als dich?

Kameel.

Mag sein; doch kann der deinige auch tragen,
Was meiner trägt?

Katze.

Das sollst du mich nicht zweimahl fragen!
Nur her damit! ich werd' es spielend tragen.

Kameel.

Bedenke, Thor, mein Pack ist fast für mich zu schwer.

Katze.

O welch Gerede! Doch nur her,
Nur her damit!

Kameel.

Es sei! tritt näh'r;
Da ist's!

Katze.

O weh mir! Welche Bürde!
Ich bin zerquetscht!

Kameel.

Schon recht; wer nach der Würde
Der Großen strebt, der fühl' auch ihre Bürde!

C.

Der Rosenstock.

Wer schenkt mir ein Bäumchen in meinen Garten? sprach Wilhelm zu seinem Geschwister.

Der Vater hatte jedem ein Stückchen Erdreich zum Bepflanzen gegeben.

Ich nicht! ich nicht! riefen zwei von ihnen; aber

ich! ich! rief die gutherzige Lotte; was willst du für einen?

Einen Rosenstock, antwortete er; denn meiner, sieh! ist verdorrt.

Gut, sprach Lotte, und nahm den Spaten und wollte anfangen, ihn auszuheben.

Was seh' ich? sprach Wilhelm; du hast ja selbst nur zwei, und der da ist noch dazu so klein! So gib mir doch wenigstens den!

Nein, nein, rief das Mädchen, der würde dir dann auch verdorren. Ich kann ihn ja in deinem Garten auch blühen sehn.

Wilhelm kriegte den Busch, und war froh.

Da ging der Gärtner vorüber, und trug einen Spanischen Fliederbaum.

Soll ich den da in die Stelle pflanzen? fragte er Lotten.

„Wenn er ihn sonst nicht gebrauchen kann."

Nein, sagte er, ich wollte ihn eben auf den Platz werfen, weil des Zeugs zuviel im Garten ist. Er setzte ihn ein.

Nun kam der Mai; Wilhelms Rosenstock gedieh, und trug viele schöne Rosen.

Davon kriegte Lotte jeden Morgen eine halb aufgeblühte Knospe in ihr Haar und an die Brust.

Aber der Flieder gedieh auch, und gab so viel Schatten, daß Lotte sich in der stärksten Mittagshitze darunter bergen konnte — ja sogar kam der Vater hernach oft unter diesen Baum, und erzählte in seinem Schatten lehrreiche Geschichten.

E.

Die beiden Hunde.

Spitz, der gutherzige, und Spatz, der neidische.

Eine Fabel.

Zwei Hunde dienten einem Herrn, aber sie waren von ungleicher Gemüthsart.

Spitz, der Hofhund, war gutwillig und freundlich; Spatz aber, der Schooßhund, unfreundlich und neidisch.

Spitz konnte sich recht herzlich freuen, wenn sein Herr dem Spatz liebkosete; aber Spatz fing allemahl an zu knurren, so oft sein armer Hausfreund es wagte, zu des Herrn Füßen auf allen Vieren hinzukriechen, um ihm auch eine Liebkosung abzugewinnen.

Kriegte Spatz ein Stückchen Fleisch, so wedelte Spitz mit dem Schwanze, und freuete sich so sehr darüber, als wenn er's selbst gekriegt hätte.

Wurde hingegen Spitzen einmahl ein Knochen zugeworfen, so fing der Spatz ein Geschrei an, als wenn das Haus in Feuer stände; da denn der gutherzige Spitz den Knochen gemeiniglich in Stiche ließ, und, um Zank zu vermeiden, nach seiner Hütte schlich.

Dem Herrn, der dis einigemahl bemerkt hatte, wollte das gar nicht gefallen an dem Spatz.

Eines Tages, da er bei Tische saß, warf er zu gleicher Zeit Beiden etwas vor, dem Spatz ein Stück Fleisch und dem Spitz einen Knochen.

Kaum sah der neidische Spatz, daß sein Gefährte auch was gekriegt hatte, als er sein Fleisch unwillig hinwarf, und auf Spitzen zusprang, um ihm den Knochen wegzunehmen.

Dieser ließ es geschehn, und wollte schon wieder nach seiner Hütte gehn.

Aber der Herr rief ihn zurück, gab ihm das Stück Fleisch, welches Spatz hingeworfen hatte, und sagte:

Friß, mein guter Hund; es ist billig, daß du dis bekommest, weil dir jenes genommen ist.

Spatz machte große Augen.

Und, fuhr der Herr fort, weil du so gutherzig und nachgebend bist, der da aber so neidisch und unfreundlich ist, so sollst du künftig Haushund, und jener Hofhund sein.

Fort mit ihm, an die Kette!

Gesagt, gethan. Spatz wurde angekettet, und Spitz blieb im Hause.

Da sah man nun recht, was für ein Unterschied zwischen einem guten und bösen Herzen ist.

So oft der gute Spitz einen Leckerbissen kriegte, entzog er ihn seinem eigenen Munde, und brachte ihn zu Spatzens Hütte, wedelte mit dem Schwanze, und nöthigte ihn, davon zu essen.

Auch erbot er sich von freien Stücken, ihm des Nachts Gesellschaft zu leisten in seiner Hütte, und ihn zu wärmen, daß er nicht frieren möchte.

Aber der neidische und tückische Spatz wollte nichts anrühren von Dem, was er ihm brachte, und wies sein freundliches Anerbieten mit Knurren ab.

Was geschah? — Neid und Aerger über Spitzens Glück zogen ihm die Auszehrung zu, an der er sterben mußte.

C.

Heldenthat eines siebenjährigen Kindes.

Der arme Bertram, ein Tagelöhner, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sauer, sie zu ernähren.

Zum Unglück fiel eine theure Zeit ein, und das liebe Brot kostete nun noch einmahl so viel, als vorher.

Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungrigen Kinder mit trocknem Brote zu sättigen.

Darüber war er nun unaussprechlich betrübt.

Er rief seine Kleinen zu sich, und sprach zu ihnen, indem die Thränen ihm über die Wangen flossen:

Meine herzensliebe Kinder, das Brot ist so theuer geworden, daß ich mit aller meiner Arbeit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr gebraucht, um euch ganz satt zu essen.

Seht, für ein einziges solches Brötchen muß ich alles Geld hingeben, was ich den ganzen Tag über verdient habe.

Ihr müßt also zufrieden sein, wenn ich künftig das Wenige unter euch vertheile.

Es wird freilich nicht genug sein, daß ihr satt davon werdet, aber es wird doch zureichen, daß ihr nicht vor Hunger sterbet.

Mehr konnte der arme Mann nicht sagen; er sah gen Himmel, und weinte.

Seine Kinder weinten auch, und Jedes dachte bei sich selbst: ach, du lieber Gott, hilf doch uns armen Kindern; hilf doch unserm armen alten Vater, und laß uns doch nicht verhungern!

Der Vater theilte jetzt das Brötchen in sechs gleiche Theile, und reichte sie den Kindern.

Aber eins von ihnen, das Gottlieb hieß, wollte sein Stückchen nicht nehmen, sondern sagte:

Ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich krank bin.

Eßt ihr mein Stückchen, oder theilt es unter die Andern aus.

Armer Junge! Und was fehlt dir denn? antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm.

Ich bin krank, sagte Gottlieb, recht krank; ich will mich nur auf mein Strohbette legen.

Und so legte er sich nieder.

Der bekümmerte Vater ging am andern Morgen hin zum Arzte, und bat ihn: er möchte doch so mitleidig sein, und zu seinem kranken Kinde gehn, um ihm zu helfen.

Der Arzt, der ein frommer Mann war, that das gleich, ungeachtet er wol wußte, daß er nichts dafür bekommen werde.

Er besah den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls, aber konnte aus seiner Krankheit doch nicht recht klug werden.

Indeß wollte er ihm doch etwas verschreiben.

Thun Sie das nicht, lieber Herr, sagte Gottlieb; denn ich würde es doch nicht einnehmen.

Nicht einnehmen? antwortete der Arzt; und warum nicht?

Gottlieb.

Fragen Sie mich nicht, lieber Herr; ich kann's Ihnen ja doch nicht sagen.

Arzt.

Und warum nicht? — Gottlieb! Gottlieb! du scheinst mir ein unartiger Junge zu sein!

Gottlieb.

Lieber Herr Dokter, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Arzt.

Gut! ich will dich nicht zwingen, aber ich werde es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gottlieb.

Ach, um Gottes Willen nicht! Bester Herr Dokter, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

Arzt.

Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nicht einnehmen willst.

Gottlieb.

Ach, lieber Gott! so muß ich's Ihnen denn wol sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen.

Der Arzt hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm:

Sehen Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kann in dieser theuren Zeit täglich nichts als ein einziges Brötchen verdienen.

Das will er immer unter uns vertheilen; und da kriegt Jeder nur ein Stückchen, und er selbst nimmt wol gar nichts davon.

Das thut mir nun so weh, daß der arme Vater und meine armen Brüder und Schwestern hungern sollen; und da wollte ich lieber gar nichts essen, damit sie mein Stückchen unter sich theilen möchten.

Sehen Sie, deßwegen habe ich gesagt, daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könnte.

Aber daß es ja mein lieber Vater nicht erfährt!

Der Arzt trocknete sich die Augen, und sagte:

Aber hungert dich denn nicht, mein liebes Kind?

Gottlieb.

Ach ja, mich hungert wol recht sehr, aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine Brüder hungern sehen muß.

Arzt.

Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest.

Gottlieb.

Ich weiß wol, lieber Herr, aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für Ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin dann bei dem lieben Gott und bitte ihn, daß er meinem Vater und meinem Geschwister zu essen gebe.

Der rechtschaffene Arzt war außer sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte.

Er nahm es in seine Arme, drückte es fest an seine Brust, und sagte:

Nein, guter Junge, du sollst nicht sterben!

Unser aller Vater, der liebe Gott wird für dich und die Deinigen sorgen.

Danke ihm, daß er mich zu euch geführt hat; ich bin bald wieder bei dir.

Er lief darauf nach Hause, bepackte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb und zu seinem hungrigen Geschwister.

Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und Alle aßen, bis sie satt waren.

Das war einmahl ein Anblick für den guten Arzt!

Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb: er

solle unbekümmert sein; er wolle ferner für sie sorgen.

Das that auch der rechtschaffene Mann wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß Alle davon satt werden konnten.

Andere gute Leute, die davon hörten, machten es eben so.

Der Eine schickte ihnen Speise, der Andere Geld, der Dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie gebrauchten.

Sogar der Fürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für sein Geschwister hatte thun wollen, und freute sich sehr darüber.

Er ließ den Bertram zu sich holen, und sagte:

Ihr habt einen wackern Sohn.

Daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater sein müßt.

Ich habe daher befohlen, daß euch alle Jahr in meinem Namen hundert Thaler ausgezahlt werden sollen.

Eure Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterwiesen werden; und wenn sie dann etwas Rechts werden gelernt haben, so nehme ich es über mich, sie zu versorgen.

Bertram ging gerührt zu Hause, und dankte Gott auf seinen Knieen, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben habe. E.

Der schadenfrohe Kater, und der unschuldig leidende Pudel.

Eine Fabel.

Ein boshafter Kater, Namens Murner, fand ein abscheuliches Vergnügen daran, einem ehrlichen Pudel, so oft er konnte, Verdruß zu machen.

Wurde das Essen aufgetragen, hurtig sprang er auf den Tisch, mausete in der Geschwindigkeit das Erste das Beste, was er ablangen konnte, ließ ein Stück davon neben dem Pudel fallen, und sprang zum offenen Fenster hinaus.

Wenn dann die Bedienten wieder hineinkamen, und das Stück hingeworfener Speise bei dem Pudel liegen sahn, so hielten sie ihn für den Dieb, und der unschuldige arme Pudel kriegte Schläge.

Ein andermahl, wenn Murner wieder mit dem Pudel allein im Zimmer war, warf er ein Glas, oder eine Tasse, oder was sonst eben für ein zerbrechliches Gefäß dawar, neben dem Pudel zu Boden, und ergriff, wie gewöhnlich, die Flucht.

Der Pudel wurde dann abermahls für den Thäter gehalten, und erbärmlich gepeitscht.

Dieser trug sein Leiden mit Geduld; denn, dachte er, meine Unschuld wird doch endlich einmahl an den Tag kommen.

Eines Tages lag er im Sonnenscheine, nicht weit vom Hühnerstalle.

Nahe dabei hatte man eine Falle aufgestellt, um den Marder zu fangen, der Tags vorher ein paar Hühner geraubt hatte.

In der Falle lag ein todtes Huhn, um den Marder anzulocken.

Murner, der eben wieder auf neue Bubenstücke sann, sah dieses Huhn; und gleich faßte er den Anschlag, dem armen Pudel wieder neue Schläge zuzuziehen.

Ich will das Huhn wegnehmen, dachte er, und in aller Stille mir gütlich damit thun; des dummen Pudels Rücken wird es dann entgelten müssen.

Leise schlich er hin, um seinen Vorsatz auszuführen. Aber kaum berührte er mit seinen diebischen Pfoten

das Huhn, als die Falle niederfiel, und ihm den Rücken zerschmetterte.

Auf sein Geschrei kamen Leute herbeigelaufen, die ihn aber schon todt fanden.

Da gerieth Jeder gleich von selbst auf die Vermuthung, daß ebendieser Kater auch wol alle die übrigen Schelmereien verübt hätte, für welche der unschuldige Pudel die Strafe habe leiden müssen.

Und weil es sich wirklich nachher fand, daß seit dem Tode des Katers dergleichen nicht wieder geschah, so gewannen alle Leute den guten Pudel lieb, und belohnten ihn für Alles, was er unverdienterweise gelitten hatte, reichlich.

E.

Der treue Hund.

Kinder, auch die Thiere sind erkenntlich gegen ihre Wohlthäter; wie vielmehr müssen wir es sein!

Sie lieben ihre Herren, sind ihnen treu und ergeben; doch eine Thierart mehr, als die andere.

Vornehmlich zeichnen sich hierin die Hunde vor allen andern aus. Das könnt ihr aus folgender traurigen Geschichte sehn.

Ein Kaufmann machte einst eine Reise zu Pferde, und sein treuer Pudel begleitete ihn zu Fuß.

Die Absicht dieser Reise war, von einem etwas entfernten Orte eine ansehnliche Summe Geldes abzuholen, die da Jemand dem Kaufmanne schuldig war.

Er empfing das Geld, und ritt vergnügt zurück nach Hause.

Unterweges fiel der Mantelsack, worein er den Geld-

beutel gesteckt hatte, von dem Pferde herab zur Erde, weil er nicht fest genug war angeschnallt gewesen.

Der Kaufmann, der in Gedanken saß, merkte nichts davon; wol aber merkte es sein treuer Pudel.

Er versuchte, ob er den Mantelsack mit den Zähnen aufheben und seinem Herrn nachtragen könnte; aber er war ihm zu schwer.

Er lief also hin zu seinem Herrn, sprang an dem Pferde auf, und bellte so laut und so unaufhörlich, daß der Kaufmann nicht wußte, was er davon denken sollte.

Er gebot ihm, zu schweigen; aber umsonst! Er gab ihm einen Schlag mit der Peitsche; aber vergebens!

Der treue Hund fuhr fort, zu bellen und zu heulen und an dem Pferde aufzuspringen, als wenn er seinen Herrn mit Gewalt herunterziehen wollte; und da ihn dieser durch mehr Peitschenschläge abwehrte, fiel er das Pferd an, um ihm durch Bellen und Beißen zu verstehn zu geben, daß es umkehren solle.

Der Kaufmann erschrak, und glaubte, daß er toll geworden sei. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, sich in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, ihn todt schießen zu müssen.

Lange bemühete er sich, ihn durch Zurufen zu besänftigen, aber da Alles nicht helfen wollte, ergriff er endlich die Pistole, zielte und drückte mit weggewandten Augen los.

Der gute Pudel stürzte, erholte sich aber wieder, und kroch ängstlich winselnd näher zu seinem Herrn.

Dieser konnte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde die Sporen, und jagte davon.

Nach einer kleinen Weile konnte er sich gleichwol nicht enthalten, zurückzusehen, ob das arme Thier wol schon todt sei? Aber indem er sich auf dem Pferde

umdrehete, bemerkte er den Verlust seines Mantelsacks.

Wie ein Stein fiel es ihm da plötzlich auf's Herz, daß das wol die Ursache sein möchte, warum der Hund so sehr gebellt habe. Ich Grausamer! rief er aus, und jagte spornstreichs zurück, mehr wegen des armen Pudels, als wegen des Geldes besorgt.

Er fand ihn an der Stelle, wo er ihn geschossen hatte, nicht mehr, sondern sah aus der blutigen Spur, daß er weiter zurück müsse gekrochen sein. Voll Bekümmerniß folgte er dieser Spur: und — o wer vermag seine Betrübniß auszusprechen, da er das arme treue Thier neben dem Geldbeutel liegend fand, zu dem er zurückgekrochen war!

Er sprang vom Pferde, um zu sehen, ob er noch zu retten sein möchte?

Aber ach! — der sterbende Hund leckte ihm liebevoll die Hand — und verschied.

C.

Fritzchens Abendgedanken.

Der Tag ist hin, und seht, die Augenlieder
Sind matt, und fallen zu.
Der schöne Tag! — doch morgen kommt er wieder,
Ich geh' indeß zur Ruh.

Gespielet hab' ich heut, gelacht, gesprungen;
Gewiß, das freut mich sehr!
Doch ist mir's auch im Lernen wohl gelungen;
Und das, das freut mich mehr.

Ich habe meinen Eltern viel Vergnügen
Mit meinem Fleiß gemacht!
O schön! das soll mich süß in Schlummer wiegen,
Und würzen mir die Nacht.

Mir wird von frommen, guten Kindern träumen,
Die schon im Himmel sind,
Und spielen unter schönen Aepfelbäumen:
Komm, süßer Traum, geschwind!

Nein, komm noch nicht! laß mich vor allen Dingen
Hinauf gen Himmel sehn,
Und meinen Dank dem lieben Gotte bringen,
Vor dem die Engel stehn.

Du lieber Gott, hast alles Das gegeben,
Was mich so sehr erfreut,
Gesundheit, Eltern, Lehrer, und daneben
Die liebe Sommerzeit;

Den schönen Garten, Wiesen, Bach und Lauben,
Mein liebes Blumenbeet,
Mein allerliebstes kleines Haus voll Tauben,
Und all' mein Spielgeräth!

Du hast mir auch den schönen Tag gegeben,
Und Zeit zum Fleiß und Spiel,
Und dis vergnügte süße, süße Leben,
Und noch so tausend viel!

O, lieber Gott! ich danke dir, ich danke!
O, sei mir ferner gut!
Du Gütiger! nochmahls: ich danke, danke!
Sei mir doch ferner gut!

Gib, daß ich dich, und meine Eltern liebe,
Und gerne folgsam sei,
Auch immer mich in allem Guten übe;
Und steh mir immer bei!

Ach, was erfleht man nicht von dir für Gaben!
O Gott! ich fass' es kaum!
Laß Alle Theil an deinem Segen haben!
Und, — komm nun, schöner Traum!

Overbeck.

Der junge Reisende.

Der junge Schnellfuß, der große Lust zu reisen hatte, begab sich mit seinem Hofmeister auf den Weg. Kaum aber war er an einen fremden Ort gekommen, so fragte er schon: wo gehen wir nun weiter hin? und wollte sich niemahls Zeit lassen, Dasjenige zu besehen, was daselbst Gutes und Merkwürdiges zu sehen war. So sehr verlangte ihn stets, nach neuen Gegenden zu kommen!

Sein Hofmeister bat ihn, er möge sich doch etwas verweilen, er werde sonst keinen Nutzen von seiner Reise haben, sondern bloß von einem Orte zum andern geflogen sein.

Vergebens! Er konnte ihn nicht dazu bewegen. Aber was erfolgte?

Als der junge Mensch zu Hause kam, wußte er von allen Oertern, die er durchlaufen war, weiter nichts, als den bloßen Namen derselben zu sagen.

Da sah er seine Thorheit ein, und mußte sich ent-

schließen, dieselbe Reise noch einmahl zu machen, wenn er Nutzen davon haben wollte.

So geht es auch Denen, die niemahls auf Dasjenige Acht geben, was ihr Lehrer ihnen jetzt erklärt, sondern nur immer weiter wollen, nur nach Dem, was folgt, fragen, und darüber am Ende gar nichts wissen.

Wer was Rechts lernen will, der muß sich Zeit nehmen, auf Alles, was vorkommt, genau zu achten, und nicht eher zu dem Ende eines Buchs eilen wollen, als bis er den Anfang recht gefaßt hat.

C.

Der übereilte Bau.

Einem erwachsenen Manne, der in seiner Jugend eben so, wie der junge Schnellfuß, sich verwöhnt hatte, ging es nicht besser.

Er verlangte einst von einem Baumeister, daß er ihm ein Haus von drei Stockwerken bauen solle.

Indeß nun dieser beschäftigt war, den Grund zu dem ersten Stockwerke zu legen, trieb ihn schon der Bauherr an, daß er das zweite fertig machen solle.

Der Baumeister bat, er möchte sich doch so lange gedulden, bis er erst einen festen Grund dazu gelegt hätte; aber er ließ ihm keinen Frieden, bis er seinen Willen erfüllte und das zweite Stockwerk aufrichtete, ohne vorher mit dem ersten fertig geworden zu sein.

Kaum waren die Eckpfeiler des zweiten Stocks aufgerichtet, so mußte er auch schon am dritten arbeiten, weil der Mann vor Begierde brannte, sein Haus vollendet zu sehen. Aber was geschah?

Ehe noch das Oberste von dem Hause fertig werden

konnte, stürzte schon das ganze Gebäude wieder ein, weil es nicht ordentlich und eins nach dem andern aufgeführt war.

Da mußte man denn von vorne wieder anfangen.

C.

Fritzchens Lob des Landlebens.

Rühmt immer eure große Stadt,
Und laßt ihr Lob erschallen!
Mein liebes kleines Dörfchen hat
Mir dennoch mehr gefallen.

Hier muß ich ganze Tage lang
Im öden Zimmer sitzen;
Dort konnt' ich frei und ohne Zwang
Die schönen Tage nützen.

Am frühen Morgen konnt' ich gleich
In meinen Garten hüpfen;
Und nach den Vögeln im Gesträuch,
Ihr Nest zu suchen, schlüpfen.

Wenn ich ein Röschen offen sah,
Wie pflegt' ich dann zu springen,
Und es mit Freuden der Mama
Zum Morgengruß zu bringen!

Sie nahm es freundlich, küßte mich
Für meine kleine Mühe,
Und sah mich an, und freute sich,
Daß ich nicht minder blühe.

Da ging ich immer Hand in Hand
Mit meiner Schwester Kätchen;
Der gleichet doch im weiten Land
Und in der Stadt kein Mädchen.

Sanft, wie ein Maientag, ist sie,
Geschäftig, wie ein Bienchen.
Sie fütterte des Morgens früh
Im Hühnerhof die Hühnchen.

Ein Lämmchen, weißer als der Schnee,
Folgt' ihr am rothen Bändchen,
Wohin sie ging, und aß den Klee
Aus ihrem weißen Händchen.

Die Blumen wuchsen schöner, die
Mir unser Gärtner schenkte,
Wenn die geliebte Schwester sie
An meiner Seite tränkte.

Ans kleine Schmerlenbächlein ging
Sie oft mit mir zum Fischen,
Und ließ, wenn ich ein Fischchen fing,
Mitleidig es entwischen.

Da zürnt' ich manches Mahl mit ihr,
Doch war es gleich vorüber,
Und nach dem Schmollen hatten wir
Einander desto lieber.

Nun muß ich, wie ein Vögelein,
Getrennt von seinen Lieben,
Im goldnen Käfich eingesperrt,
Mich Tag und Nacht betrüben.

O, dürft' ich, liebes Dörfchen, dich
Nur einmahl wieder sehen;
Gewiß, die Städter sollten mich
So bald nicht wieder sehen.

Overbeck.

Der Thau auf Rosenblåttern.

Sieh doch, Kleiner, diese Perle,
O wie hell und rein
Glänzt sie auf dem Purpurblättchen
Hier im Sonnenschein!

Als ich gestern nach dem Donner
Diese Rose sah,
Ach! da hingen große Tropfen
Trüben Regens da.

Stürme wollten sie entblättern;
Aber sieh! wie jetzt
Jener Morgensonne Schimmer
Sie nun wieder letzt!

Oft wird heut' ein Sturm des Leides
Ueber dich ergehn;
Ach! dann werden trübe Thränen
Dir im Auge stehn.

Aber Morgen, guter Knabe,
Morgen — freue dich! —
Drängen Freudenthränen wieder
Aus dem Auge sich.

Bild der Unschuld ist die Rose;
Sei ihr gleich, sei gut!
Tugend nur schenkt wahre Freuden,
Und im Unglück Muth.

Overbeck.

Das gute Mädchen.

Von Kranon in Frankreich wurde neulich folgende angenehme Geschichte gemeldet.

Der Herr dieses Orts, der gewiß ein guter Mann ist, weil er gute Leute lieb hat, thut Alles, was er nur kann, um seine Leute auch gut zu machen.

Er gibt deßwegen alle Jahr 200 Thaler aus seiner Tasche, und die gibt er halb dem Manne, oder dem Burschen, halb aber der Frau oder Jungfer, die sich am besten aufgeführt haben.

Er gibt ihnen dis Geld öffentlich in der Kirche, und daselbst werden auch ihre Namen öffentlich genannt, und die guten Handlungen erzählt, wodurch sie sich der Belohnung werth gemacht haben.

Diejenigen, welche dis Jahr so belohnt wurden, waren ein alter Mann und eine Jungfer.

Der alte Mann wurde für gut gehalten, weil er 78 Jahr gelebt hatte, und Niemand war, der ihm etwas Uebels nachsagen konnte, Jedermann aber gestehen mußte: daß er von Jugend an fleißig gearbeitet habe; daß er immer dienstfertig und freundlich gegen Jedermann gewesen sei, und daß er sechs Kinder erzogen habe, mit welchen alle Menschen zufrieden wären; und dann auch darum, weil er eine alte 80jährige Ehefrau

hatte, die lange schon blind war, der er mit vieler Beschwerde warten mußte, und der er dennoch gern wartete, ohne jemahls dabei zu murren und mit ihr oder mit seinem Schicksale unzufrieden zu sein.

Die Jungfer aber war ein Mädchen, das wir nicht besser beschreiben können, als wenn wir Das erzählen, was der Pfarer von ihr versichert. Derselbe sagt:

Da ich der Jungfer melden sollte, daß sie unter den Frauenspersonen Diejenige wäre, der für dieses Jahr der Preis zuerkannt würde, so fand ich sie beschäftiget, das Brusttuch ihres kränklichen Vaters zu flicken; und da ich ihr sagte, künftigen Sonntag würde ich ihr den Kranz aufsetzen und sie im Namen des Herrn öffentlich beschenken, weil ihre Tugend bekannt geworden sei, so antwortete sie: das verdiene ich nicht!

Und ich erwiederte: So verdient es ihre Tugend.

Sie sah mir aber mit großen Augen in's Gesicht und sagte: Ich weiß von keiner Tugend!

Wie? sprach ich da, ist's etwa, daß wir in der Person uns irren? Ist sie es nicht, die schon in ihrem elften Jahre bei fremden Leuten dienen ging?

Ja, sprach sie, denn ich wollte meinen armen Eltern nicht ihr Bißchen Brot vor dem Munde wegnehmen, sondern mir selbst das meinige verdienen.

Ich fragte nun weiter: Ist ihre Herrschaft nicht jedesmahl mit ihr zufrieden gewesen?

Und sie erwiederte: Ich that Alles, so gut ich konnte, und weiter bekümmerte ich mich um nichts!

Nicht wahr, fragte ich da ferner, schon in ihrem 15ten Jahre ist sie wieder zurückgekommen, und bis hierher in ihres Vaters Hause geblieben?

Sie antwortete hierauf: Ja, das bin ich. Meine Mutter wurde damahls krank, da mußte sie Pflege ha-

ben; und nun nach ihrem Tode auch mein alter kranker Vater.

Sie hat also wol, fuhr ich fort, mit ihrer Hände Arbeit ihren abgelebten Vater und auch ihre kleine Schwester hier ernährt?

Und sie versetzte: So viel ich konnte, hab' ich gethan; und das wäre ja auch abscheulich, wenn das Einer nicht thun wollte! Er ist ja mein Vater, er hat ja mich erzogen, und das kann er nun nicht mehr bei meiner Schwester thun!

Ich sah nun wol, daß hier kein Irrthum war, und sagte also: Habe sie guten Muth, liebe Jungfer; sie wird nun bald weniger Plage haben.

Hundert Thaler wird sie bekommen, und da wird sich bald ein guter Mann finden, der sie zur Frau nimmt und sie versorgt. — Sie antwortete: Das hat denn gewiß noch eine Weile Zeit! Denn bin ich gleich 21 Jahr schon alt, so ist doch diese meine Schwester nur noch klein; und kann die wol sich und unsern Vater nähren?

Dis ist's, was der Pfarrer von diesem guten Mädchen erzählt; und daraus sieht man denn wol, Wen unser Herr und unsere Leute hier für gut zu halten pflegen.

C.

Der Knabe und sein Vater.

Ein Schüler aß, wie viele Knaben,
Die Datteln für sein Leben gern;
Und um des Guten viel zu haben,
Pflanzt' er sich einen Dattelkern

In seines Vaters Blumengarten.
Der Vater sah ihm lächelnd zu,
Und sagte: Datteln pflanzest du?
O Kind, da mußt du lange warten!
Denn wisse, dieser edle Baum
Trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
Die ersten seiner süßen Früchte.
Karl, der sich dessen nicht versah,
Hielt ein, und kraus'te das Gesichte. —
Ei, sprach er endlich zum Papa,
Das Warten soll mich nicht verdrießen,
Belohnt die Zeit nur meinen Fleiß,
So kann ich ja dereinst, als Greis,
Was jetzt der Knabe pflanzt, genießen.

Ungenannter.

Winterlied.

Jauchzet, wenn der Frühling weckt!
Aber gebt dem Winter
Auch sein Löbchen; denn es steckt
Wahrlich was dahinter.

Lange Tage sind wol gut,
Doch die kurzen geben
Rasche Beine, warmes Blut,
Schmausekraft daneben.

Seht, im Sommer hängt das Kinn
Müd' und matt herunter;
Winterluft macht Herz und Sinn
Stark und wach und munter.

Hinterm Ofen sitzt und heckt
Schelmerei die Streiche;
Pößchen dahlt und Muthwill neckt,
Kurzweil strengt die Bäuche.

Schaut das schöne weiße Land,
Wie's in Silber strahlet!
Und den sonniglichen Rand,
Hell mit Gold bemahlet!

Stampft die schneebedeckte Bahn!
Klingt sie nicht, wie Schellen?
Was kann Mai, der Sommermann,
Dem entgegenstellen?

Blumen sind, bei Ja und Nein!
Allerliebste Sachen,
Und der Sommer pflegt sich fein
Breit damit zu machen;

Doch weiß auch der Januar
Blumen aufzutreiben;
Künstlich wachsen sie sogar
An den Fensterscheiben.

Drum den Winter auch geliebt,
Wie ihn Gott gegeben!
Was der liebe Gott uns gibt,
Dient zum frohen Leben.

Wer vergnügt ist, der lebt wohl;
Alle Jahreszeiten
Sind der guten Gaben voll,
Und voll Fröhlichkeiten.

Overbeck.

Geschichte dreier braven Männer.

1. Woltemade.

Bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung unten in Afrika, lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia in Ostindien segeln wollte.

Es wartete auf guten Wind; aber plötzlich entstand der heftigste Sturm.

Der wüthete zwei Tage und zwei Nächte in einem fort, zerbrach die Masten, zerriß die Segel und die Ankerseile, hob das Schiff bald hoch in die Luft, und warf es bald wieder in den tiefsten Abgrund hinunter.

Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen.

Das sahen die Einwohner eines Dorfs, welches nahe an der Küste lag.

Gern wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen; aber sie hatten kein Fahrzeug.

Unter ihnen war Woltemade, ein alter Bauer von siebzig Jahren.

Dieser läuft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, wirft sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her: Menschen, laßt uns Menschen retten!

Und so stürzt er sich mit dem Pferde ins schäumende Meer, schwimmt mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hülfe zu.

Zwei von euch, sagte er, springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an! Gott wird uns hinüber helfen: dann komme ich wieder und hole noch mehre.

Eiligst hängen Zwei sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwimmt mit ihnen durch.

Kaum hat er sie glücklich ans Ufer gebracht, so stürzt er sich von neuen in das brausende Meer, ruft abermahls zwei Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab, kommt abermahls glücklich ans Ufer, und fährt auf dieselbe Weise fort, bis er 14 Menschen gerettet hat.

Die Geretteten beten ihn beinahe an; seine Anverwandte und seine Freunde hingegen beschwören ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht von neuen auszusetzen.

Aber da war kein Halten.

Woltemade hört und sieht auf nichts, als auf Diejenigen, die noch in Gefahr sind, reißt sich abermahls los, schwimmt wiederum zum Schiffe hin, und bittet dort wiederum, wie zuvor.

Unglücklicherweise wirft, seinem Verbote zuwider, sich noch ein Dritter herab, ergreift im Fallen den Zügel des schon entkräfteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beiden Gefährten und — Jammer! auch den trefflichen Woltemade! E.

2. Boussard.

Zu Dieppe in Frankreich kam neulich ein Schiff an, eben da ein heftiger Sturmwind blies, und es lief Gefahr, von den Wellen gegen die hervorragende Landspitze geworfen und zertrümmert zu werden.

Es war schon Abends um 9 Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichsten Zustand der auf dem Schiffe befindlichen zehn Personen noch schrecklicher.

Ein Lootsmann versuchte zu vier verschiedenen Mahlen auszulaufen, um das Schiff, wo möglich, in den Hafen zu bringen; aber vergebens! Der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedesmahl unverrichteter Sache zurück getrieben wurde.

Schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hoffnung aufgegeben.

Aber plötzlich trat ein großmüthiger Mann hervor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben Derer zu retten, die er nicht kannte.

Boussard ist sein Name; und sein Stand? — Er ist nur ein armer Lootsmann.

Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit der Nacht, das Heulen des Windes und das Rauschen der Wellen verhinderten den Schiffer zu sehen und zu hören; und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturme auf den Strand geworfen. Das Jammergeschrei der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahn, machte den braven Boussard taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen.

Er band sich mitten um den Leib ein Tau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen.

Er schwamm auch glücklich hin, aber in dem Augenblicke, da er das Tau ablangen wollte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurückgeworfen.

Boussard ließ sich durch diesen ersten unglückli-

chen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte ihn vielmehr fünfmahl hinter einander, und wurde immer wieder nach dem Lande zurückgetrieben.

Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Bretter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte.

Boussard warf sich von neuen ins Wasser.

Plötzlich wurde er durch eine Welle dergestalt ans Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt.

Aber er lebte, der brave Mann, kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich von dem Schiffe in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Retter ihn nicht ergriffen hätte.

Diesen, der bereits ohne Bewegung und fast todt war, brachte er zuerst ans Ufer.

Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen, und das Tau hinaufzuwerfen.

Durch Hülfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen.

Noch war Einer übrig, der sich auf dem Schiffe festgebunden hatte, weil er krank war, und nicht so viel Kräfte hatte, um sich mit dem Stricke ans Land ziehen zu lassen.

Boussard raffte seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen Derer, die ihn zurückhalten wollten, los, und sprang noch einmahl in See, um, wo möglich, auch diesen zu retten.

Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten.

Zwei waren ertrunken, deren Leichen man den folgenden Morgen am Strande fand. E.

3. Ein Ungenannter.

In Italien liegt eine Stadt, die heißt Verona, und bei derselben fließt ein Strom vorbei, welcher die Etsch genannt wird.

Diese Etsch war neulich im Winter zugefroren.

Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmahl anschwellen.

Die Gewalt des Grundeises riß einen der Brückenbogen an beiden Ufern ein; nur der mittelste Bogen that noch einigen Widerstand.

Auf demselben ruhete ein kleines Häuschen, in welchem sich der Zöllner mit seiner ganzen Familie befand.

Das Geschrei dieser Unglücklichen, welche um Rettung fleheten, zog eine Menge Menschen herbei; aber da war Keiner, der es wagen wollte, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben.

Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Name) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, den er Demjenigen zu geben versprach, der den unglücklichen Zöllner mit seiner Familie retten würde.

Aber es fand sich Keiner: denn die Lebensgefahr, die damit verbunden war, schien Allen zu groß und zu schrecklich zu sein.

Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Landmann, dem wol Niemand so viel Edelmuth zugetrauet hätte.

Derselbe sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen.

Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Zöllners ließ sich eiligst an einem Seile hinab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer.

Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Die Luft erscholl vom Frohlocken der Zuschauer.

Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheißene Belohnung dar: aber wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurücktreten und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen.

Für Geld, sprach er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist eine unglückliche Familie, die jetzt Habe und Gut verloren hat: ihr geben Sie, was Sie für mich bestimmt hatten.

Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlor sich unter der Menge.

Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber im Himmel steht er angeschrieben. —

Der Volksdichter Bürger hat diesen merkwürdigen Vorgang im folgenden schönen Liede kräftig besungen: E.

Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer,
Und schnob durch Welschland, trüb' und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie, wann der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen, entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
O Zöllner! O Zöllner! Entfleuch geschwind!

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan,
Und blickt' in den Tumult hinaus. —
Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich! —

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
Barmherziger Himmel, erbarme dich!

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
Und Jeder schrie, und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn' ihn, nenn' ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte Umsturz sich;
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf!
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt!

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich

Und immer höher schwoll die Fluth;
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth. —
O Retter! Retter! komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten Bogen nach.

Halloh! Halloh! Frisch auf gewagt!
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein Jeder hört's, doch Jeder zagt;
Aus Tausenden tritt Keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

Sieh, schlecht und recht ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzuklein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimahl zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang;
Und dreimahl kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die Letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran!
Doch that er's wol um Goldesklang!
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

Hier, rief der Graf, mein wackrer Freund,
Hier ist der Preis! Komm her, nimm hin! —
Sag' an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Geld zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!
So rief er mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann!

Die jungen Reisenden.

Drei Söhne reicher Eltern hatten von ihrem Taschengelde eine Summe von 300 Rthlr. erspart.

Sie wurden eins, daß sie dafür gemeinschaftlich eine

Lustreise durchs Land thun wollten, und erhielten von ihren Eltern die Erlaubniß dazu.

Sie reiseten also ab, und freueten sich schon zum voraus über die vielen schönen Gegenden und merkwürdigen Sachen, die ihnen zu Gesicht kommen würden.

Sie waren aber kaum zwei Meilen weit gekommen, als sie in der Ferne ein starkes Feuer gewahr wurden.

Sie eilten dem Orte zu, und fanden die unglücklichen Einwohner des Dorfs mit dem Löschen eines Brandes beschäftiget, der schon einige ihrer Häuser verzehrt hatte.

Die edlen Jünglinge blieben keine müßige Zuschauer dabei.

Sie halfen vielmehr, so sehr sie immer konnten; und der Brand wurde gelöscht.

Man dankte ihnen für ihre Hülfleistung; sie aber sahen einander schweigend an, verstanden sich, gingen auf den Pfarrer zu, und übergaben ihm die 300 Rthlr., welche sie verreisen wollten.

Verwenden Sie dieses, sagten sie zu ihm, zum Besten der armen Abgebrannten.

Wir haben die Absicht unserer Reise schon erreicht, und können nun immer wieder umkehren. Wir wollten dieses Geld zu unserm Vergnügen anwenden; und das ist nun geschehen.

Mit diesen Worten verließen sie den gerührten Geistlichen, kehrten zurück nach ihrer Vaterstadt, und die Segenswünsche der dankbaren Landleute und Aller, die diese schöne That vernahmen, folgten ihnen nach.

C.

Aesop.

Aesop ging einst nach einem Städtchen hin.
Ein Wandrer kommt, der grüßet ihn,
Und fragt: Wie lange, Freund, hab' ich zu gehen
Bis zu dem Flecken dort, den wir von weiten sehen?
Geh! spricht Aesop. —

Und er, das weiß ich wol,
Daß, wenn ich weiter kommen soll,
Ich gehen muß. Allein du sollst mir sagen,
In wie viel Stunden? —
Nun so geh! —

Ich sehe wol!
Brummt hier der Fremde, dieser Kerl ist toll,
Ich werde nichts von ihm erfragen,
Und dreht sich um, und geht.

He! ruft Aesop, ein Wort!
Zwei Stunden nur, so bist du dort.

Der Wandrer bleibt betroffen stehen;
Ei, ruft er, und wie weißt du's nun? —

Und wie, versetzt Aesop, konnt' ich den Ausspruch thun,
Bevor ich deinen Gang gesehn?

L. H. Nicolai.

Der drollige Affenfang.

Am Oronoko=Flusse in Amerika bedient man sich, sagt man, eines sonderbaren Mittels, die Affen zu fangen. Hier ist eine Beschreibung davon.

Die Affen finden alle einen sonderlichen Geschmack an dem Indischen Korne, welches Mais genannt wird. Davon thut man nun etwas in ein Gefäß, welches einen langen und zugleich sehr engen Hals hat, so daß ein Affe nur eben die eine Pfote hineinbringen kann. Und dieses Gefäß stellt man dann unter einen Baum, worauf man einen Affen sitzen sieht, und geht davon. Kaum hat der Affe es bemerkt, so steigt er herab, steckt sein Pfötchen in den engen Hals, und nimmt eine Handvoll Mais vom Boden auf.

Nun kann er aber die geschlossene Pfote nicht wieder zurückziehen; und sie aufzumachen und den Mais, dessen er sich einmahl bemächtiget hat, wieder fahren zu lassen, dazu kann er sich auch nicht entschließen, es koste was es wolle.

Er fängt also ein klägliches Geschrei an, als wenn er in großen Nöthen wäre, ungeachtet es nur bei ihm steht, sich wieder frei zu machen.

Aber seine Begierde nach dem Mais ist so groß, daß er sich lieber tödten, als seine Beute fahren läßt. Die Jäger versichern, niemahls erlebt zu haben, daß auch nur ein Einziger die Pfote aufgemacht hätte, um sich durch Flucht zu retten.

Diese sonderbare Thorheit der Affen hat zu folgendem erdichteten Gespräch Anlaß gegeben:

Der Sklav und der Affe.

Eine Fabel.

Sklav.

Mich zu erwarten! O, des Thoren!

Affe.

Was willst du denn?

Sklav.

Du bist verloren;
Dich tödten will ich!

Affe.

Mich? Um eine Handvoll Mais?
Fi! Bruder Mensch, stinkst ja von Geiz!

Sklav.

'S ist nicht für mich; bin nur statt meines Herren hier.

Affe.

So ist dein Herr ein wildes Thier,
Und du, sein Sklav, bist eine feige Memme!

Sklav.

Wart, Unthier! —

Affe.

Muß ja wol; bin leider! in der Klemme.
Gesteh' nur, daß es schimpflich sei,
Aus bloßem Zwang als Sklav zu handeln.
Bin nur ein Aff, doch bin ich frei!

Sklav.

Das wäre! — Sei's denn, Aff; magst dismahl wandeln,
Wohin du willst. Fort, fort nur, säume nicht!

Affe.

Ach, siehst ja wol, woran's gebricht!

Sklav.

Mach' auf die Hand!

Affe.

Das kann ich nicht!

Da würd' ich ja den schönen Mais verlieren!

Sklav.

So gibt's der Sklaven denn auch unter Thieren:
Ein Bißchen Mais ist dein Tirann,
Der meinige ein weißer Mann.
Stirb, Sklav! Muß meines Herren Willen,
Wie du des deinigen, erfüllen.

E.

Badelied.

Zum Bade! zum Bade!
Vom Blumengestade
Hinab in die wallenden Fluten!
Die Sonne gebietet;
Sie wütet, sie wütet
Mit himmeldurchströmenden Gluten.
Ha! wie so gelinde
Die lispelnden Winde
Die glühenden Wangen uns kühlen!
Wie schäumend die hellen
Lichtblinkenden Wellen
Die schwebenden Hüften umspühlen!
Bald tauchen wir nieder,
Bald heben wir wieder
Uns rudernd aus sandigen Tiefen;
Und kämpfen und ringen,
Stromüber zu dringen,
Daß Locken und Wangen uns triefen!

Auf Wogen zu schweben,
Sich jauchzend zu heben,
Welch Wonnevergnügen, ihr Brüder!
Da rauschen den Kummer
Die Wellen in Schlummer,
Da stählt man die nervigen Glieder!
Durchbrauset die Flächen
Von Flüssen und Bächen,
Von pappelumschatteten Teichen!
Bis Flockengewimmel
Und Stürmegetümmel
Den lachenden Sommer verscheuchen!

Overbeck.

Gespräch

zwischen dem Herrn von G. und einem armen Greise.

Herr v. G. (zu den Bedienten).

Warum laßt ihr einen so guten Alten nicht gerade zu?

Der Alte.

Gnädiger Herr, sie wollten — ich aber wollte nicht.

Herr v. G.

Und warum?

Der Alte.

Ich schäme mich es zu sagen, da ich Sie sehe. Ich thue Etwas, das ich nicht gewohnt bin. Ich komme — zu betteln.

Herr v. G.

Vater! — wäret ihr mein leiblicher Vater, ich würde mich eurer nicht schämen. Dis habt ihr aber

freilich nicht wissen können. Ich habe gute Freunde bei mir; seid so gut, einer davon zu sein.

Der Alte.

Nein, Herr! und wenn sie Alle wären, wie Sie; ich habe nicht Zeit.

Herr v. G.

Was habt ihr denn zu thun?

Der Alte.

Was Wichtiges, Herr! zu sterben. — Ich will wol Alles sagen, weil wir allein sind — ich habe nur höchstens acht Tage noch zu leben.

Herr v. G.

Wie wißt ihr das?

Der Alte.

Das weiß ich so — ich kann es selbst nicht sagen — weil ich es weiß, weil ich es fühle, weil es gewiß ist; und nun — meine Tochter und ihr Mann haben mich zwei Jahr ernährt.

Herr v. G.

Da haben sie ihre Schuldigkeit gethan.

Der Alte.

Ich hatte mir so viel Geld gesammelt, um Niemand aufs Alter beschwerlich zu fallen. Wie ging's? Ich lieh dis Geld einem adeligen Herrn. Der aß und trank, und war fröhlich und guter Dinge, bis er nichts wiedergeben konnte. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Sie sind auch ein Edelmann; allein ich sage die Wahrheit.

Herr v. G.

Und ich höre sie so gern, beträfe sie mich auch selbst, als ihr sie nur sagen könnt.

Der Alte.

Klüger wär's gewesen, wenn ich mich zu Tode ge-

arbeitet hätte. Da fiel ich aber einmahl blaß und bleich hin, und das hielt ich für Gottes Wink, in dieser Welt zu schließen. Gnädiger Herr! ich habe nicht die Arbeit gescheut; wie ich jung war, kurirt' ich mich mit Arbeit, ich habe nie andere Arzenei gebraucht. Was Einen in der Jugend stärkt, schwächt im Alter — ich konnte nicht, Herr; ich hatte schon ein halb Jahr bloß gebetet und gesungen, da ging mein Geld verloren! Ich versuchte meinen Arm, ich fing an zu wollen, ich wollte im ganzen Ernst; allein ich konnte nicht, ich konnte nicht — verzeihen Sie diese Thränen! Ich habe keine betrübtere Stunde, als eben diese Probestunde gehabt, wo ich so schlecht bestand.

Herr v. G.

Da gingt ihr zu euren Kindern?

Der Alte.

Ja, Herr! und sie kamen mir entgegen. Ich habe nur eine Tochter, ich fand aber an ihrem Manne einen Sohn! Was sie hatten, hatte ich. Sie pflegten mich, obgleich ich ihnen keinen Dreier nachlassen konnte. Gott labe sie dafür an seinem himmlischen Freitische, auch aus Gnade und Bramherzigkeit, wie sie's hier an mir gethan.

Herr v. G.

Und jetzt, Vater, sind sie gegen euch kälter?

Der Alte.

Nein, Herr, das nicht! Aber sie sind arm geworden. Das Gewitter schlug ihr Häuschen zu Grunde. Sie hatten etwas zu meinem Begräbnisse abgelegt — ich bin nun so ein alter Geck auf ein ehrliches Begräbniß — und diesen Sterbepfennig, Herr, haben sie angreifen müssen — drum gehe ich betteln. Wenn ich sterbe, so sollen sie die unvermuthete Freude haben, mein Begräb-

niß bestellt zu finden. Sie hätten geborgt, Herr! um mir nach meinem Tode zu Gefallen zu leben, das weiß ich; allein das wollt' ich nicht. So bin ich, Herr! ein alter Mann, allein ein junger Bettler!

Herr v. G.

Wo wohnt ihr denn?

Der Alte.

Herr, Verzeihung! das sag' ich nicht, meiner und meiner armen Lieben wegen!

Herr v. G.

Verzeihung, Alter, daß ich's gefragt habe! Gott züchtige mich, wenn ich euch nachsehe.

Der Alte.

Das ist brav, gnädiger Herr! In acht Tagen sehn Sie gen Himmel; dann (Gott sei gedankt!) dann ist meine Wohnung nicht mehr geheim —

Herr v. G. (gibt ihm fünf harte Thaler).

Nehmet, Vater, Gott sei mit euch!

Der Alte.

Herr, so viel? Nein Herr! so war es nicht gemeint. Ich brauche nur noch Einen Thaler, das Uebrige hab' ich nicht nöthig. — Im Himmel brauch' ich nichts.

Herr v. G.

Gebt's euren Kindern.

Der Alte.

Behüte Gott, Herr! Meine Kinder können noch arbeiten; sie selbst brauchen nichts.

Herr v. G.

Zum neuen Hause, Alter!

Der Alte (dringt ihm das übrige Geld wieder auf).

Es steht schon!

Herr v. G.

Ihr macht mich roth, Vater!

Der Alte.

Nun, dann sind wir's Beide. Ich bin es auch über und über, weil ich einen Thaler angenommen habe. Sparen Sie, gnädiger Herr, das Uebrige für Leute, die länger für Sie beten können, als ich.

Herr v. G.

Ihr bewegt mich, Vater!

Der Alte.

Ich hoffe, ich habe auch Gott bewegt, der lasse es Sie nicht missen.

Herr v. G.

Wollt ihr was essen?

Der Alte.

Ich habe schon gegessen, Milch und Brot.

Herr v. G.

Aber mitnehmen?

Der Alte.

Nein, Herr! ich will dem lieben Gotte nicht ins Amt fallen. Alle Leute, die mich sahn, boten mir Essen an. Ich habe mir aber den Magen nicht verdorben. Es wär' ein schlechter Dank beim lieben Gott, wenn ich jetzt mitnehmen wollte. Doch — ein Glas Wein, ein einziges!

Herr v. G.

Mehr, Vater! —

Der Alte.

Nein, Herr, nur eins. Mehr trag' ich nicht. — Sie sind es werth, daß ich zum letzten Mahle vom Gewächse des Weinstocks bei Ihnen trinke. Es soll der letzte Weintropfen sein, den ich in der Welt nehme, sonst würd' ich ihn nicht gefodert haben. Nun kann ich im Himmel erzählen, wo ich den letzten Labetrunk

genossen. — Lieber Gott! ein Glas kalt Wasser bleibt schon nicht unvergolten.

(Der Herr v. G. holte den Wein selbst, der alte Mann hob seine Hände gen Himmel, da er allein war, und sprach:)

Den letzten Wein! Das Nachtmahl habe ich schon vor acht Tagen genommen; lieber Gott, erquicke den Geber, wenn ihn kein Trunk mehr erquickt!

Herr v. G. (der den Wein bringt).

Hier, Vater! — Ich habe mir auch ein Glas mitgebracht, wir müssen zusammen trinken!

Der Alte (gen Himmel).

Habe Dank, lieber Gott, für alles Gute, für diese Welt, habe Dank! (er trinkt etwas) Jetzt (zum Herrn v. G., indem er mit ihm anstößt): Gott schenke Ihnen ein sanftes Ende, wie ichs gewiß haben werde!

Herr v. G.

Vater, bleibt diese Nacht hier, ich bitte euch! Kein Mensch soll euch sehen, wenn ihr es so wollt.

Der Alte.

Nein, Herr, ich kann nicht. Meine Zeit, Sie wissen, ist edel.

Herr v. G.

Gott, großer Gott! Womit kann ich euch noch dienen?

Der Alte.

Herr! ich wünschte Ihretwegen, daß ich noch mehr brauchte. Sie sind ein lieber, guter Herr; allein ich habe auf der Welt nichts mehr, als — noch einen Handschuh nöthig. Ich habe ihn verloren.

Herr v. G.

Gleich!

Der Alte (allein).

Zum letzten Mahle gelabt! Dort wird es besser sein.

Herr v. G. (bringt ein Paar Handschuh).

Hier, Alter!

Der Alte.

Denn einen brauch' ich nicht; nur Einen hab' ich gefodert.

Herr v. G.

Warum den andern nicht auch?

Der Alte.

Dieser Hand fehlt nichts. Es ist bloß die Linke, die die Luft nicht vertragen kann. — Ich werde an Sie denken! (Er gibt dem Herrn v. G. die rechte, bloße Hand.)

Herr v. G.

Und ich an euch! O Alter! mir ist es schwer, mein Wort zu halten —

Der Alte.

Desto besser, Herr, für Sie, wenn Sie's doch halten!

Herr v. G.

Noch einmahl eure Hand, Alter! Es ist Segen Gottes darin.

Der Alte.

Gott segne Sie!

Herr v. G.

Und helfe euch!

Lebensläufe in aufsteigender Linie.

Junker Wilhelm, der Sohn des Herrn v. G., war anfangs mit im Zimmer gewesen und hatte gesehn, daß der gute Alte nicht mehr, als Einen Thaler annehmen wollte. Er war darauf hinausgegangen, um seine Sparbüchse zu besuchen. Dann hatte er sich hinter eine Gartenhecke versteckt, bis der alte Mann vor-

überginge. Er ließ ihn erst ziemlich weit gehen, dann lief er ihm nach auf dem Feldwege, und rief: Vater! Vater! — der Alte stand still, und der Kleine, der zu ihm kam, sagte:

Lieber Mann, mein Vater hat bedacht, daß der Thaler, den er ihm gegeben hat, in dieser Gegend nicht recht bekannt ist. Er schickt ihm hier einen andern dafür, und jenen soll ich wieder mitbringen."

Der Alte nahm den Thaler aus seiner Hand, und wollte den andern aus der Tasche hervorziehen.

Aber husch flog Junker Wilhelm davon; noch ehe der Alte ihm nachrufen konnte, war er ihm schon aus dem Gesichte.

Dem frommen Greise stürzten die Thränen aus den Augen. Er sah gen Himmel, und rief aus: Gott! Gott! gibt es schon hier solche Engel, was werde ich nicht erst im Himmel sehen!

E.

Gespräch

über diesen letzten Vorgang.

Lotte.

Das war aber doch nicht hübsch von dem Junker, daß er die Unwahrheit sagte?

Vater.

Unwahrheiten zu sagen ist sonst freilich etwas sehr Häßliches, und man kann den Leuten, die das thun, unmöglich recht gut sein.

Lotte.

Aber diesem Junker bin ich doch gut!

Vater.

Mir geht's auch so. Woher mag das wol kommen?

Lotte.

Ich weiß nicht; aber ich habe ihn wirklich recht lieb.

Vater.

Warum sagte er denn wol eine Unwahrheit?

Lotte.

Ja, weil der alte Mann sonst das Geld nicht würde genommen haben!

Vater.

Und warum wollte er denn, daß der alte Mann das Geld annehmen möchte?

Lotte.

Weil er ihm gern etwas schenken wollte, und weil der alte Mann so gut war.

Vater.

Also, zu wessen Vortheil sagte er die Unwahrheit? Zu seinem eigenen, oder zu des Alten?

Lotte.

Zum Besten des Alten.

Vater.

Er hatte also keine schlimme, sondern die beste Absicht von der Welt, indem er unwahr redete; nicht?

Lotte.

Ja.

Vater.

Und wurde wol irgend ein Mensch auf der Welt durch diese Unwahrheit beleidiget?

Lotte.

Nein!

Vater.

Nun siehst du, liebe Lotte, dis ist der einzige Fall,

da es recht ist, eine Unwahrheit zu sagen, wenn nämlich kein Mensch dadurch beleidiget, sondern vielmehr wirklich etwas Gutes dadurch gestiftet wird. — Aber wenn nun eben sein Lehrer, oder seine Mutter, oder die Obrigkeit dazu gekommen wäre, und von dem Junker verlangt hätte, daß er die reine Wahrheit sagen sollte: was hätte er in diesem Falle thun müssen?

Lotte.

Ja dann! — Hätte er's denn wol sagen müssen?

Vater.

Allerdings, meine Liebe! Sobald Personen, die ein Recht haben zu fodern, daß wir ihnen Alles, Alles sagen, was wir denken, irgend ein Geständniß von uns verlangen, so dürfen wir ihnen nichts verschweigen, und wär' es noch so unschuldig!

Lotte.

Und wer hat denn das Recht, das von uns zu fodern?

Vater.

Alle Menschen haben ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir sie durch Unwahrheit nicht zu hintergehen suchen. — Aber fodern, daß wir alle unsre Gedanken, auch die geheimsten, an den Tag legen, das können nur Diejenigen, welchen wir in allen Stücken Gehorsam schuldig sind; nämlich unsere Aeltern und unsere Vorgesetzten.

Lotte.

Danke, lieber Vater, daß du mir das gelehrt hast!

C.

Man kann sich bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Euch, ihr Kinder, die ihr so unglücklich seid, irgend eine böse Gewohnheit angenommen zu haben, euch zum Trost erzähle ich folgende Geschichte, weil ihr daraus lernen könnt, daß es möglich sei, sich von Fehlern zu bessern, wenn man nur recht ernstlich will.

Meta, ein liebenswürdiges Mädchen, war bis in ihr sechstes Jahr die Freude ihrer Eltern gewesen.

Nachher hatte sie, ich weiß nicht wie, eine Untugend angenommen, welche sonst nur denjenigen Hunden eigen zu sein pflegt, die man knurrige oder beißige nennt.

Wurde sie irgend eines Fehlers wegen getadelt, so ließ sie das Gesicht hängen. Griff Jemand etwas von ihren Sachen an, so fuhr sie auf ihn los, als wollte sie ihn beißen.

Wurde ihr Etwas befohlen, das sie nicht gern that, oder wurde ihr Etwas abgeschlagen, das sie gern gehabt hätte, so brummte sie für sich, oder warf beim Hinausgehen die Thür heftig hinter sich zu.

Von dieser Zeit an war sie der Kummer ihrer Eltern, und kein Mensch im Hause mochte sie mehr leiden.

Zwar bereuete sie fast immer ihren Fehler, so oft er begangen war, und weinte zuweilen bittere Thränen darüber; aber doch fiel sie immer wieder von neuen in denselben zurück.

Eines Abends (es war am Weihnachtsabend) wollte sie ihrer Mutter nachlaufen, welche mit einem zugemachten Korbe in ein Nebenzimmer ging.

Die Mutter gebot ihr, zurückzubleiben; gleich machte sie wieder ihr grämliches Gesicht, und warf die

Thür so unsanft hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Nach einer halben Stunde wurde sie wieder hingerufen.

Wie versteinert stand sie da, als sie das ganze Zimmer erleuchtet, und den Tisch mit lauter schönen Spielsachen bedeckt sah. Sie konnte kein Wort sprechen.

Tritt näher, Meta, sagte die Mutter, und lies auf diesem Papiere, für Wen dis Alles soll.

Meta trat näher und las auf einem Zettel, der oben auf den schönen Sachen lag, folgende Worte: Für ein freundliches Kind, zur Belohnung seines willigen Gehorsams. Sie schlug darauf die Augen nieder, und sagte kein Wort.

Nun, Meta, fragte die Mutter, für Wen ist's? — Nicht für mich, antwortete Meta; und die Thränen traten ihr in die Augen.

Hier ist noch ein anderer Zettel, sagte die Mutter; laß doch sehen, ob der dich auch nicht nennt.

Meta las: Für ein unfreundliches, mürrisches Kind, welches seinen Fehler erkennt, und von heute an sich bessern will. — Das bin ich, rief sie aus, stürzte der Mutter in die Arme, und weinte heftig. Die Mutter weinte auch, halb aus Kummer über ihr verwöhntes Kind, halb aus Freude über die Reue desselben.

Nun so nimm, sagte sie nach einer kleinen Weile, was dein ist, und Gott helfe dir zu thun, was du dir jetzt vorgenommen hast.

Nein, liebe Mutter, antwortete Meta, ich will es nicht nehmen, als bis ich so bin, wie der erste Zettel sagt, daß ich sein soll. Hebe du mir Alles so lange auf, und sage mir, wann ich es nehmen soll.

Diese Antwort machte der Mutter viel Freude. Sie legte die Sachen in eine Bequemlade, gab dem

Kinde den Schlüssel dazu, und sagte: Hier, liebe Meta, hast du den Schlüssel; brauche ihn, so bald du glaubst, ihn brauchen zu dürfen.

Schon waren sechs Wochen verstrichen, ohne daß Meta sich ihres vorigen Fehlers auch nur im geringsten wieder schuldig gemacht hatte.

Da schmiegte sie eines Tages sich um den Hals ihrer Mutter, und fragte mit halberstickter Stimme: Darf ich jetzt, liebe Mutter? — Du darfst, mein Kind? antwortete die entzückte Mutter, und schloß sie liebevoll in ihre Arme. Aber sage mir doch, wie hast du es denn gemacht, daß du deinen Fehler los geworden bist?

Ich habe immer daran gedacht, antwortete Meta; und dann, so habe ich auch alle Morgen und alle Abend den lieben Gott gebeten, daß er mir helfen möchte. Da ist es mir immer leichter geworden.

Die Mutter vergoß die süßesten Freudenthränen. Meta nahm die ihr zugedachten Sachen in Besitz, und sah sich nachher geliebt von allen Menschen.

So kann ein fester Vorsatz und Gebet auch Kinder von ihren Fehlern heilen.

Die Mutter erzählte diese glückliche Veränderung einst in Gegenwart eines Kindes, welches ebendieser Untugend schuldig war.

Dieses wurde dadurch so gerührt, daß es sich auf der Stelle vornahm, Meta's Beispiele zu folgen, um auch so gut und so liebenswürdig zu werden als sie.

Auch diesem gelang es. — Und so ward also Meta nicht allein für sich besser und glücklicher, sondern verursachte noch dazu, daß auch andere Kinder sich besserten.

Welch Kind wollte sich und Andern nicht auch gern diese Freude machen! Elise Reimarus.

Frühlingsliedchen.

Die Luft ist blau, das Thal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt,
Und mahlt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

Overbeck.

Wie sehr man Ursache hat, mit jeder Einrichtung der Natur zufrieden zu sein.

Ach, warum ist es doch so brennend heiß! sagte Mariane zu ihrer Mutter, und trocknete den Schweiß von der triefenden Stirn und von den glühenden Wangen. (Es war einer der heißesten Erntetage.) Fast kann ich nicht mehr athmen.

Warum es so heiß ist, mein Kind, kann ich dir in einigen Wochen besser sagen, als jetzt, sprach die Mutter; jetzt will ich dich bloß erinnern, daß Gott es ist, der es so heiß werden läßt, und daß dieser gütige Vater nichts thut oder geschehen läßt, was uns nicht gut wäre.

Mariane schwieg, und glaubte ihrer Mutter, von der sie immer die Wahrheit gehört hatte.

Auch bemühete sie sich, die Beschwerden der Hitze, die noch eine Zeit lang anhielt, mit vieler Geduld zu ertragen.

Der Monat August flog dahin, und mit ihm die Hitze.

Die kühlern Lüfte des Herbstmonats und der mildere Sonnenschein lockten Marianen täglich in den Garten.

Das Obst war nun reif, und man begann auch hier die Ernte.

Mariane bewunderte die reizende Pracht der Aepfel, Birnen und Pfirsichen, und über die Süßigkeit ihres Geschmacks ging nichts. Der Honig selbst dünkte ihr nicht süßer.

Ach! Mutter, wie so herrliche Früchte hat Gott uns geschenkt! rief Mariane. Wie gütig muß er sein! Wie lieb muß er uns haben! —

Ja, mein Kind; aber da sieh nun einmahl, fast hättest du mit ihm gezürnet, als er sie uns geben wollte. Wisse nun, eben die Hitze, die dich fast ungeduldig gemacht, eben die gab unsern Früchten die reizende Farbe und den herrlichen Geschmack.

Gewöhne dich, mein Kind, mit Allem, was er thut, zufrieden zu sein; denn immer wirst du, es sei früh oder spät, erfahren, daß er's gut mit uns meinte.

Elise Reimarus.

Von der Eichel und dem Kürbiß.

Kind, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher,
Keines steht von ungefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes Allmachtswort
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Gut und weise. Dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Ach! — und meistert Gott in ihr!

Solch ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbiß hangen sah,
Den verwegenen Gedanken
Hegete: nein, solche Last
Hätt' ich an so schwachem Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Manchen Kürbiß, gelb und weiß,
Reih in Reih in gleichem Raum,
Hätt' ich wollen lassen prangen
Hoch am starken Eichenbaum.

Also denkend geht er fort;
Kommt ermüdet an den Ort

Einer Eiche; lagert sich
Länge lang in ihren Schatten,
Und schläft ein.

Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber als er schläft, entsteht
Schnell ein Sausen. Starke Weste
Schütteln Blätter, Zweig' und Aeste,
Und vom hohen Gipfel fällt
Dem Verbesserer der Welt
Eine Eichel auf die Nase.

Plötzlich rafft er aus dem Grase
Sich erschrocken auf; die Nase
Blutet, und der kluge Mann
Hebt hierauf mit Seufzen an:

O wie thöricht war ich nicht,
Da ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht,
Gleich dem Kürbiß, tragen sollte!
Traf ein Kürbiß mein Gesicht,
Ja, dann lebt' ich sicher nicht!
Dumm, sehr dumm hab' ich gedacht!
Gott hat Alles wohl gemacht.

Gleim.

Gespräch.

Minna und Lina.

Minna.

Die lieben Weihnachten, die habe ich doch recht lieb; denn da kriegt man immer so schöne Sachen.

Lina.

Ich auch, Minna, ich habe sie auch lieb, und kann die Zeit kaum erwarten. Alle Nächte träumt mir davon.

Minna.

Weißt du noch wol, wie vor'm Jahre der große Saal ganz erleuchtet war von unsern brennenden Bäumen, und wie wir über alle die schönen Sachen ganz erstaunt standen, und nicht wußten, was wir vor Freude sagen und thun sollten?

Lina.

Ja, und weißt du noch, wie Vater und Mutter da um uns herum waren, und ihre Herzensfreude an uns hatten, und sich an unserm Gelärm und Gewühl nicht satt sehen und hören konnten? — Ach! Minna, das Geben muß doch recht was Herrliches sein! Noch niemahls hab' ich sie vergnügter gesehen, als den Abend, da wir Alle vor Lust in die Hände klatschten, und um unsre schönen Bäume einen Reihentanz machten.

Minna.

Ja, und wie hernach in der andern Stube für die Leute bescheert wurde, und die Mutter dann mit ihrer süßen Freundlichkeit rief: Kommt, Kinder, und nehmt eure kleinen Geschenke so froh, als ich sie gebe; und wie da ihre Augen von Freude glänzten!

Lina.

Weißt du was, Minna? Wir sind wol nur noch klein, und haben nur wenig; aber die Freude zu geben, könnten wir uns doch auch wol machen. In acht Tagen ist Weihnachten — und wir haben ja Geld in unsern Sparbüchsen —

Minna.

Ja ja! ich hab' einen ganzen Thaler! Aber sage, wie wollen wir's damit machen?

Lina.

Du weißt doch, daß morgen der Markt angeht. Nun wollen wir früh aufstehn, und arbeiten und lernen, damit wir Nachmittag auf den Markt gehen dürfen. Ich habe zwei Gulden. Laß uns Jeder die Hälfte von unserm Gelde nehmen, und so viel schöne Sachen dafür kaufen, als wir kriegen können. Die heben wir denn auf, und am Weihnachtsabend bitten wir Mama, daß sie Marie mit uns gehen läßt, und dann wollen wir sie unter des armen Taglöhners Albrecht Kinder vertheilen.

Minna.

Auch die Kinder unsrer armen Seideln müssen etwas davon haben.

Lina.

Freilich! die hätte ich bald gar vergessen. Ach, wie werden sie springen! Das ist ihnen gewiß noch nie widerfahren.

Minna.

Wol noch nicht. Und wir sind's, denk nur, wir sind's, die ihnen diese Freude machen. — O, laß dich küssen, du Herzensschwester! — Wenn's doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Aber mir fällt was ein — — —

Minna.

Nun, was denn? ich bitte dich. Es ist dir doch nicht wieder leid? — — Denn ausgeben dürfen wir ja das Geld, wofür wir wollen; gewiß, wir dürfen.

Lina.

Ja, das weiß ich auch; aber —

Minna.

Aber was denn?

Lina.

Das Geld, was wir in unsern Sparbüchsen haben, ist uns von unsern lieben Aeltern gegeben worden. Wenn wir nun das den armen Kindern wieder schenken, ja, so sind wir's ja eigentlich nicht, die es ihnen geben. Unsre Aeltern sind's!

Minna.

Ja, das ist wol wahr; aber wir haben doch nun kein anderes Geld, als dis!

Lina.

Höre, liebe Minna, weißt du was? Ich habe nun schon lange recht fleißig stricken gelernt; und du verstehst ja auch ein Bißchen davon.

Minna.

Ja, aber wie viel?

Lina.

Du kannst doch wenigstens ein Paar Strumpfbänder stricken; ich arbeite schon seit 14 Tagen an einem Paar Strümpfen für unsern lieben Vater. Nun laß uns machen, was wir nur können, daß wir unsere Arbeiten noch vor Weihnachten fertig kriegen, du deine Strumpfbänder, und ich meine Strümpfe.

Minna.

Warum?

Lina.

I, die wollen wir denn dem Vater bringen, der soll sie uns abkaufen; o und der wird uns gewiß noch dreimahl so viel dafür geben, als sie werth sind; das weiß ich ganz gewiß.

Minna.

Ja, aber der Markt ist schon morgen; und diesen Abend können wir doch das nicht mehr machen!

Lina.

Das braucht's auch nicht! Wir wollen das Geld, was wir morgen zum Einkauf nöthig haben, aus unsern Sparbüchsen borgen, und nachher eben so viel wieder hineinlegen. Dann können wir uns doch mit Wahrheit sagen, daß **wir** den armen Kindern eine Freude gemacht haben!

Minna.

O das ist schön! das ist herrlich! Wenn's doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Was wir doch für glückliche Kinder sind, daß wir nun schon Etwas zu verdienen wissen, wofür wir uns eine solche Freude machen können!

Minna (hüpfend).

O wenn's doch erst Weihnachten wäre!

Lina.

Nur noch acht Tage, Schwesterchen, und morgen gehn wir zu Markte!

Elise Reimarus.

Die Klåtscherinn.

Ein kleines Mädchen hatte, ich weiß nicht wie, den bösen Fehler angenommen, daß es nichts verschweigen konnte.

Erfuhr es Etwas, welches man geheim halten wollte, so brannte es ihm auf dem Herzen, und es konnte eher nicht ruhen, bis es alle seine Freunde und Bekannte von dem Geheimnisse benachrichtiget hatte.

Das Schlimmste dabei war, daß es auch alles das Böse, was es von Andern hörte, dem Ersten dem Be-

sten wiedererzählte, ohne zu bedenken, daß es Manchem dabei großes Unrecht thun, Manchem bittern Kummer zuziehen könne.

Diese kleine Klätscherinn wurde dadurch in kurzer Zeit eine wahre Plage für die Leute in ihrem Hause, und für alle Andere, in deren Gesellschaft sie kam. Denn wo sie nur war, da säete sie durch ihre Klätschereien den Samen zum Mißvergnügen, zum Zank und zu allerlei Unheil aus.

Was Wunder, daß man anfing, sie zu fliehen, sie zu verabscheuen! — Man that dis durchgängig, und in kurzer Zeit hatte sie keine einzige Freundinn, ja nicht einmahl eine Gesellschafterinn mehr.

Wohin sie selbst kam, da schloß man die Thüren vor ihr zu, oder ließ sich verläugnen; und wenn sie Gesellschaft zu sich bitten ließ, so wurde ihre Einladung von Allen abgelehnt.

Das machte sie endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie sah ihn ein, und wollte sich bessern.

Aber wehe Demjenigen, dem eine Untugend schon zur Gewohnheit geworden ist! Für Den hält es schwer, sehr schwer, sich jemahls ganz davon los zu machen.

Jungfer Schnickschnack (so nannte man dis unglückliche Mädchen) brachte volle zehn Jahre darauf zu, diesen Fehler gänzlich abzulegen. Denn hundert Mahl fiel sie in denselben zurück, nachdem sie sich hundert Mahl vorgenommen hatte, ihn nie wieder zu begehen.

Jetzt war sie erwachsen; aber da war Keiner, der sie zur Gattinn zu haben begehrte. Denn daß sie aufgehört habe, eine Klätscherinn zu sein, das wußte Keiner, weil seit vielen Jahren Keiner mehr Umgang mit ihr gehabt hatte.

Sie mußte sich also entschließen, ihr ganzes Leben in trauriger Einsamkeit hinzubringen, und auf die Freuden einer tugendhaften Ehe und eines freundschaftlichen Umgangs Verzicht zu thun.

So muß man oft die traurigen Folgen jugendlicher Fehler sein ganzes Leben hindurch empfinden!

Elise Reimarus.

Der liebreiche Bruder.

Ein Vater starb, und ließ bei seinem Sterben
Drei Söhne seine Güter erben;
Sie theilten sich.
Nach kurzer Zeit
Kam Krieg ins Land, und weit und breit
Gab's Mord und Raub und Wüsteneien.

Zwei Brüder von den Dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
Ihr Haus und Hof, und Hab' und Gut.

Der Dritte hört's. Er sprach: — Ich will den Segen,
Den ich, seit unser Vater starb,
Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
Zu dem geerbten Drittel legen;
Und dann — — Sie sollten elend sein?
Sie! meine Brüder? Ich allein
Der Glückliche? — „Verarmte Brüder!
Kommt, theilt von neuen!" —
Und sie theilten wieder.

Ungenannter.

Fritzchens Morgengedanken.

Sei Gott gedankt! der liebe Tag
Ist wieder da, und ich
Bin auch schon da, bin frisch und wach;
Der Schlaf zerstreuet sich.

Geh hin, du Schlaf! Gleich dir zerfließt
Der Nebel auf der Flur,
Sobald die Sonne kommen ist;
Vertilgt ist seine Spur.

Bei Nacht erquicket er das Land,
Und thut ihm sanft und wohl,
Und tränkt den armen, dürren Sand,
Und macht ihn säftevoll.

Doch, wenn die Sonne wiederkehrt,
Dann muß er weichen, er!
Die Sonn' ist zehnmahl so viel werth,
Und segnet zehnmahl mehr.

So bist du, Schlaf; weil's dunkel ist,
Hat Jedermann dich gern,
Weil du so gut und heilsam bist,
Und kommst von Gott, dem Herrn.

Doch wenn du nun gesegnet hast,
Dann mußt du wieder ziehn,
Auf immer wärst du eine Last;
Wer schliefe immerhin?

Der liebe Tag, der liebe Tag
Ist unaussprechlich schön!
Auf Erden ist dann Alles wach,
Und man kann um sich sehn,

Kann Gutes nehmen, Gutes thun,
Und fröhlich sein so sehr!
Wie Gott im Himmel Gutes thun,
Und fröhlich sein, wie Er!

Da scheint die Sonne denn darein,
Recht wie ein Vaterwink,
Daß sich die Kinder drob erfreun,
Und's schafft noch eins so flink!

Wie wimmelt's dann auf Erden rund!
Wie wirkt so manche Hand!
Wie öffnet sich so mancher Mund,
Vom lieben Gott gekannt! —

Ich schau', ich schau' in deine Welt,
O Gott! und werde stumm.
O! Wem es nicht in ihr gefällt,
Der ist doch wahrlich dumm!

Ich kleiner Knabe danke dir,
Und bin zufrieden, ich!
Und wär' ich's nicht, hinweg mit mir!
Ich ging' und schämte mich.

Ich ging', und schaute keinen Baum
In seiner Pracht mehr an;
Ich scheute mich vor jedem Baum,
Als einem wilden Mann.

Sein Wehen wär mir fürchterlich,
Als hadert' er mit mir,
Als spräch' er: Ha, ich kenne dich!
Entferne dich von hier!

Ob's möglich ist, daß Leute sind,
Die (sei es Gott geklagt!)
Gott meistern können? — Ach, wie blind! —
Hab' ich schon oft gedacht.

Ein trübes Wölkchen, trüber Tag,
Gewitter, Regenguß,
Und wie ich's weiter nennen mag,
Das macht euch schon Verdruß!

Nein, lieber Gott! ich meistre nicht;
Ich nehm' es, wie du's gibst;
Seh auf dein Vaterangesicht,
Und weiß, daß du mich liebst.

Und weiß, daß du in Ewigkeit
Für mich gesorget hast. —
Dis sei mein Morgenopfer heut!
Und damit Herz gefaßt!

Overbeck.

Schlimme Folgen der Unordentlichkeit.

Hans war ein trefflicher Junge, lernte fleißig, und war folgsam seinen Eltern und Lehrern.

Nur Einen Fehler hatte er an sich, und der bestand darin, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung, sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deßwegen getadelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thränen darüber vergoß; aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurückfiel.

Dafür mußte er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nämlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmahl mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmahl hieß es: der Wind sei günstig und das Schiff zum Absegeln bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! Und wie eilte Jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken!

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrak der Vater, da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den liederlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm dastand!

Die Strümpfe hingen ihm bis auf die Schuh herunter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste war mit Dinte beschmutzt, und an dem Rocke fehlte die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich; denn Jedermann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unordentlichen Knaben gleichfalls sehr unordentlich sein müsse, weil er diesen Fehler an seinem Sohne duldete; und dieser böse Name würde ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein anderes Kleid, aber unglücklicherweise war dieses eben bei dem Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und unverletzt waren, gingen mit dem Vater zu Schiffe; der arme Hans hingegen, der sich unter Allen an meisten darauf gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an sich so ernstlich vorgenommen, sich der Ordnung und Reinlichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch übertroffen habe.

E.

Johannes, ein anderer Knabe, hatte ebendenselben Fehler, und also auch ein ähnliches Schicksal.

Auch er war aufmerksam und fleißig, war folgsam und gut; aber dabei so nachlässig in seinem Anzuge, daß man ihn selten ohne Widerwillen ansehen konnte.

Bald hatte er Dieses, bald Jenes von seinen Kleidungsstücken beschmutzt oder zerrissen; bald Dieses, bald Jenes davon verloren.

Oft hatte der Vater ihm liebreich zugeredet, und ihn vor diesem Fehler gewarnet; aber er war ihm leider! auch schon zur Gewohnheit geworden.

Eines Tages, da er mit andern Kindern im Garten spielte, verlor er eine seiner Schuhschnallen.

Anstatt sich zu bemühen, sie wiederzufinden, bat er einen seiner jungen Freunde, Nikolas genannt, ihm eine von seinen Schuhschnallen zu leihen, weil dieser eben Stiefel trug.

Nikolas gab ihm die Schnalle; Johannes kehrte zurück in den Garten, und ehe eine halbe Stunde verfloß, hatte er auch diese verloren.

Er kommt abermahls zu Nikolas, bittet ihn um die zweite Schnalle, und dieser, der die Gutwilligkeit selbst war, gibt sie ihm.

Es ist unglaublich zu erzählen, und doch ist es die reine Wahrheit: ehe es noch völlig Abend war, hatte Johannes auch schon die dritte Schnalle verloren.

Am folgenden Tage erschien er in Schuhen ohne Schnallen. Ein trauriger Anblick für den Vater, der daraus sah, daß alle seine bisherigen Ermahnungen, zur Schonung und Erhaltung der Kleidungsstücke, vergeblich gewesen waren.

Daß Johannes ohne Schnallen nicht aus dem Hause gehen könne, verstand sich nun wol von selbst.

Er mußte sich also entschließen, den lustigen Spielen seiner Brüder und Freunde an dem angenehmsten Frühlingstage durch's Fenster zuzusehen.

Aber dis war noch nicht Alles. Er hatte Etwas verloren, welches nicht sein war, und dieses mußte ersetzt werden. Aber womit?

Zum Glück hatte die Mutter ihm und den übrigen Kindern in müßigen Stunden die leichte Kunst, Schnüre zu knöpfeln, gelehrt.

Dis war die einzige Arbeit, womit Johannes etwas verdienen konnte.

Der Vater machte ihm also begreiflich, daß er so viele Schnüre verfertigen müsse, als hinreichend wären, ein Paar Schnallen dafür zu kaufen.

Dis geschah.

Johannes knöpfelte vom Morgen bis an den Abend, indeß seine Gespielen bald im Garten herumliefen, bald mit andern Kindern, die sie besuchten, die angenehmsten Spiele trieben.

O, wie kläglich beseufzte er da seine Unachtsamkeit, welche ihn auf mehre Tage aller Vergnügungen beraubte!

Aber er hatte nun auch Zeit, über sich selbst nach-

zudenken, und gute Vorsätze für die Zukunft zu fassen.

Bis jetzt ist er diesen Vorsätzen treu geblieben, und man hat daher Ursache, zu hoffen, daß er sich auch immer mehr und mehr zur Ordnung in seinen Sachen und zur Schonung seiner Kleidungsstücke gewöhnen werde.

Um sich täglich daran zu erinnern, lehrte der Vater ihm ein Lied, welches wir, unsern jungen Lesern zu Gefallen, hier gleichfalls hersetzen wollen.

E.

Nothwendigkeit der Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Muß man als Knabe sein!
Der Liederliche schmeichelt sich
Bei keinem Menschen ein.

Wer Alles um sich wirft und schmeißt,
Nichts auf sich selber hält,
Zeigt früh schon einen kleinen Geist,
Der Jedermann mißfällt.

Was eine Nessel wird, brennt bald,
O, die Erfahrung spricht's!
Wer jung nichts tauget, der ist alt
Gewiß ein Taugenichts!

Hübsch ordentlich, hübsch ordentlich
Will ich als Knabe sein:
Wenn ich erst groß bin, wird es mich
Gewißlich nicht gereun!

Burmann.

Die Selbstüberwindung.

Fritz war sehr heftig von Gemüth.
So oft ihm auch sein Vater rieth,
Daß er gelassen werden sollte,
So gern er auch gehorchen wollte;
Doch hatt' er Tag für Tag mit seinen Brüdern Streit,
Oft um die kleinste Kleinigkeit.

Dann klagt' er dem Papa sein Leid:
Ich wollte gern, allein ich kann's nicht lassen,
Ich bin gleich außer mir, und kann mich dann nicht
fassen. —

Willst du, so kannst du auch. Nur habe guten
Muth.
Wirst sehn, was fester Ernst für große Dinge thut.
Geh vor mir hin in unsern Blumengarten;
Gleich folg' ich dir. —

Er ließ ihn lange warten;
Sehr lange. Fritzen schmerzt' es schon,
Er seufzte, stöhnte, wollte weinen.
Doch als der Vater kam mit allen Kleinen,
War er doch froh und freundlich, als ein Sohn.

Nun, Kinder, macht ein Spiel auf eurer Kegel-
bahn!
Das Spiel stand Fritzen gar nicht an,
Denn sein Verhängniß war, der Pudel viel zu machen;
Das gab den Andern was zu lachen,
Gleich war dann Zorn und Eifer da.

Das Spiel ging an. Zwar ward was rechts gepudelt,
Und Fritzchen ward was rechts gehudelt,
Doch dismahl, aus Respekt für den Papa,
Verbiß er seinen Zorn, und zwang sich, mit zu scherzen,
Und als ein Scherz den andern gab,
Kühlt' auch sein Eigensinn sich ab;
Bald scherzt' er mit aus frohem Herzen.

Wie kam's, fragt' ihn danach Papa,
Du hieltest dich ja gut, und bliebest ganz gelassen;
Aus Liebe gegen mich? Recht wohl. Nun siehst du ja,
Daß es dir möglich ist, du kannst dich fassen.
Du hast dich sonst nur nicht mit Ernst darum bemüht.
Was thut denn das dabei, daß dich dein Vater sieht?
Du willst mit Ernst, daß es geschehe,
Und strebst, und siehe, es geschieht!
Vermagst du es, wenn ich dich sehe,
Warum nicht auch, wenn Gott dich sieht?

Burmann.

Friederikens Besserung von der Herrschsüchtigkeit.

„Willst du das lassen!“ und „Sieh mahl, Mutter, da thut Peter wieder Dis oder Das!“ So hörte man beständig die kleine herrschsüchtige Friederike rufen, der bald Dis, bald Jenes nicht recht geschah.

Besonders mußte ihr jüngerer Bruder Peter sich alle Augenblicke von ihr mit Ungestüm tadeln und beherrschen lassen.

Bald machte er ihr Dis, bald Jenes nicht recht; vornehmlich beim Spielen.

Da hatte immer Friederike das Wort; da wollte sie immer Alles nach ihrem Kopfe gemacht haben, und wenn nicht Alles, was sie verlangte, den Augenblick geschah, gleich hörte sie auf zu spielen, und der arme Peter mußte allein und traurig dastehen.

Die guten Aeltern hatten sie zwar oft vor diesem Fehler gewarnet; die Mutter insonderheit hatte ihr oft vorgestellt, daß ein sanftes Mädchen von Allen geliebt werde, da hingegen ein Mädchen, das immer seinen Willen haben wolle, das unerträglichste Geschöpf in aller Menschen Augen sei; aber umsonst! Sie blieb, wie sie war. Alle andere Kinder fingen an, ihren Umgang zu scheuen und vor ihr zu fliehen; aber auch das brachte sie noch nicht zum Nachdenken.

Eines Tages speisete ein sehr verständiger und zugleich sehr aufrichtiger Mann bei ihren Aeltern.

Dieser hörte eine Zeit lang mit Erstaunen zu, wie Friederike alle Augenblicke ihren Bruder mit Heftigkeit anfuhr, und konnte sich endlich nicht enthalten, in die Worte auszubrechen:

Wenn das meine Tochter wäre, so wüßt' ich wol, was ich mit ihr thäte!

Und was denn? fragte die Mutter. — Ich zöge ihr Mannskleider an, war seine Antwort, machte ihr einen Schnurrbart, und ließe sie Korporal werden, damit sie völlig nach ihrer gebieterischen Gemüthsart leben könnte, und nicht verständigern und gesitteten Menschen durch ihr ewiges Herrschen und Tadeln zur Last fiele.

Friederike stutzte, ward feuerroth und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Von dem Augenblick an empfand sie das Unschickliche ihres Betragens tief, und beschloß, sich von die-

sem Fehler zu bessern. Auch brachte sie diesen ihren Vorsatz wirklich in Erfüllung.

Das war nun freilich sehr gut von ihr gethan; aber zu wünschen wäre doch, daß jedes andere kleine Mädchen, welches von diesem Fehler etwas angenommen hat, sich lieber durch die sanften Erinnerungen ihrer Mutter bessern ließe, als zu erwarten, daß auch einmahl so ein verständiger fremder Mann komme, und ihr ins Angesicht sage, daß sie mehr zu einem Korporal, als zu einem liebenswürdigen Mädchen tauge.

Elise Reimarus.

Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach;
Dis sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube
Und warf's ihr zu.
Das Bienchen schwamm danach,
Und half dadurch sich glücklich aus dem Bach.

Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
Zufrieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn darauf gespannt;
Mein Bienchen kam; pick! stach's ihm in die Hand:
Puf! ging der ganze Schuß daneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

* * *

Erbarmt euch willig fremder Noth!
Du gibst dem Armen heut dein Brot,
Der Arme kann dir's morgen geben.

Gleim.

Glücklich besiegte Versuchung zum Bösen.

Ein armer Schorsteinfegerjunge mußte auf dem Schlosse einer Prinzessinn den Schorstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer von Menschen, und blieb daher ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergetzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Demanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: Ach! wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!

Nach einer kleinen Weile dachte er: Wie, wenn du sie mitnähmest? — aber, fi! da wärst du ja ein Dieb!

Es würde aber doch Niemand wissen, dachte er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schorstein.

Da er zu Hause gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er ging und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden! aber umsonst! Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn Einer mit Gewalt wieder dahin zurückzöge.

Er konnte nicht davor schlafen, und beschloß also, wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er Alles so still, daß er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondscheine liegen sah.

Schon streckte er die Hand danach aus, als er ne-

ben derselben noch größere Kostbarkeiten, demantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

Soll ich? sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am ganzen Leibe zitterten — Soll ich? —

Aber wäre ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebelang? Könnte ich wol jemahls wieder ruhig schlafen; könnte ich wol jemahls Einem wieder frei ins Angesicht sehen? —

Wol wahr! — Aber ich wäre doch auf einmahl ein reicher Mensch, könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage voll auf zu essen und zu trinken!

Und wenn ich nun entdeckt würde? — Aber wie könnte ich entdeckt werden? Es sieht ja Keiner! —

Keiner! — Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? — Kannst du jemahls wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl wirst begangen haben? Würdest du wol ruhig sterben können?

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauder. Nein! sagte er, indem er die Edelsteine wieder hinwarf; lieber arm und ein gut Gewissen, als reich und ein Bösewicht! Und mit diesen Worten eilte er auf eben dem Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessinn, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles Dis mit angehört und den Knaben selbst beim Mondscheine erkannt. Sie ließ am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

Höre, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmest du denn gestern Abend die Uhr und die Edelsteine nicht?

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

Ich habe Alles gehört, fuhr die Prinzessinn fort;

danke Gott mein Sohn, daß er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich, ferner deine Tugend zu erhalten.

Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmahl der Gedanke an eine solche Uebelthat wieder einfallen möge.

Dem Knaben stürzten heiße Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen und seine Hände ringen.

Die Prinzessinn hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen, und seine Wohlthäterinn hatte die Freude, ihn zum guten, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

C.

Die Unschuld.

Unschuld ist vom Truge fern.
Unschuld glaubt das Beste gern
Von den Brüdern.
Unschuld gibt im Streite nach,
Und sucht Unrecht oder Schmach
Keinem zu erwiedern.

Unschuld übt die stille Pflicht
Prahlt mit ihren Thaten nicht,
Läßt sich lehren.
Unschuld gibt getrosten Muth,
Unschuld ist ein großes Gut,
Führt zu wahren Ehren.

Gleim.

Das belohnte Mitleiden.

Die kleine Julie war sehr mitleidig gegen Menschen und Thiere. Wo sie nur einen Unglücklichen sah, da eilte sie, ihm zu helfen, so gut sie immer konnte.

Einmahl fuhr sie mit aufs Land. Da sah sie bei einer Brücke einen Trupp Jungen, die einen armen Hund am Stricke herbeischleppten, um ihn zu ersäufen. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sah überdas sehr häßlich aus.

Halt! rief Julie dem Kutscher zu; und der Kutscher hielt.

Darauf fragte sie die Knaben, ob sie ihr nicht den Hund verkaufen wollten? — Gern! antworteten diese. Da gab sie den Knaben ein Stück Geld, ließ den Hund abwaschen, und nahm ihn zu sich in den Wagen.

Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sei, und wollten sie bereden, ihn wieder hinauszuwerfen. Aber sie sagte: Ich sehe nicht darauf, ob er schön oder häßlich ist; er ist elend, und das ist mir genug, um mich seiner anzunehmen.

Zu Hause spottete Jeder über ihren Schooßhund, wie sie ihn nannten; aber Julie kehrte sich daran nicht. Sie that ihm täglich Gutes, und der Hund hatte sie dafür so lieb, daß er immer bei ihr war, wo sie ging und stand.

Einst, da sie sich des Abends niedergelegt hatte und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmahl auf ihr Bette, zerrte an ihrem Aermel und heulte so erbärmlich, daß sie davon erwachte. Sie erschrak, da der Hund fortfuhr zu bellen, indem er immer unter die Bettstelle sah, und stand endlich auf, um die Bedienten herbeizurufen.

Diese kamen und fanden unter dem Bette — einen Dieb, welcher gestand, daß er Julien Alles habe wegnehmen wollen.

So hatte sie also die Befreiung von demselben dem Mitleide zu verdanken, welches sie dem armen Hunde erwies. C.

Die Macht der kindlichen Liebe.

Krösus, König von Lidien, hatte einen einzigen Sohn, welcher stumm war. Dieser begleitete seinen Vater in den Krieg, den er mit dem Persischen König Cyrus führte.

Einst, da er bemerkte, daß ein feindlicher Soldat schon das Schwert aufgehoben hatte, um seinem Vater einen tödtlichen Hieb zu versetzen, lehrte die erschreckte kindliche Liebe ihn plötzlich folgende Worte aussprechen: Soldat, willst du den Krösus erschlagen?

Der Soldat erschrak, und des Königs Leben war gerettet. C.

Whittington.

Zu London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, dessen Aeltern gestorben waren, zu sich in sein Haus genommen.

Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfangs zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn also nur im Hause herumlaufen.

Da machte er sich nun selbst ein Geschäft daraus,

verlorne Stecknadeln und hingeworfenen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Dutzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, so brachte er Beides seinem Herrn in die Schreibstube.

Das gefiel dem Herrn wohl; denn er sah daraus, daß der Knabe haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn immer lieber.

Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, bat der Knabe seinen Herrn, er möchte ihm doch erlauben, eine davon aufzuziehen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget, und nun fütterte er das junge Kätzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fernen Lande senden, um sie allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob Alles ordentlich eingepackt sei, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arme trug.

Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch Etwas mitzuschicken, das du verhandeln könntest? — Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wol, daß ich arm bin, und nichts, als diese Katze habe.

Nun, so schicke deine Katze mit, sagte der Kaufmann; und Richard lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Katze darauf. Das Schiff segelte ab.

Nach einigen Monaten kam es bei einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus und hörte, daß es von einem Könige beherrscht werde.

Da dieser König erfuhr, daß Fremde angekommen waren, ließ er Einige davon zu sich fodern und mit

sich speisen. Aber, ungeachtet Essen genug dawar, so konnte man doch fast keinen Bissen genießen.

Das ganze Zimmer wimmelte nämlich von Mäusen und Ratten, und die waren so dreist, daß sie scharenweise auf dem Tische herumsprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten.

Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreien, ungeachtet der König Dem, der ein solches Mittel finden würde, ganze Klumpen Goldes zur Belohnung versprach.

Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Katze her.

Da hättet ihr sehen sollen, was für eine erschreckliche Niederlage die Katze unter den Mäusen machte! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn ihm Einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für diese Katze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte darauf zurück.

Der Kaufmann hatte kaum gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht hätte, als er den Knaben vor sich kommen ließ, ihm sein Glück erzählte und ihm versicherte, daß Alles ihm allein gehören solle.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen, und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu sein, so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. E.

Der glückliche Bauer.

Ihr, schwatzt mir da von einem Bauer
Nicht so verächtlich, bitten wir!
Denn, wird ihm gleich sein Leben sauer,
So lebt er besser doch, als ihr.

Sein schwarzes Brot und seine Butter
Ißt er mit Lust, er ißt sich satt;
Für seine Stiere hat er Futter,
Hat Alles, was man nöthig hat.

Sein Leben wird von Gott gesehen,
Und eures auch; allein, allein
Mit eurem Schmaus und Müßiggehen
Kann eures ihm so lieb nicht sein.

Euch neid' ich nicht. Von eurem Essen
Und eurem Trinken würd' ich krank;
Ich würde Gott und mich vergessen,
Ich feister Bauer! Schönen Dank!

Wir wollen's bei dem Alten lassen;
Eßt Schnepfenkoth, eßt Austern, ihr!
Die Alten, die nur Eicheln aßen,
Die waren besser wol, als wir. Overbeck.

Jachzorn.

Johannes war ein so guter Junge, daß fast kein Tag hinging, da er nicht sowol an Kenntnissen zunahm, als auch Fehler einsah und ablegte.

Nur Ein Fehler klebte ihm lange an, und es fehlte nicht viel, so hätte er ihn mit einer fortwährenden Reue abkaufen müssen.

Er war nämlich äußerst auffahrend, sobald ihm von seinen Gespielen Jemand aus Versehen etwas zuwiderthat.

Er pflegte alsdann sogleich um sich zu stoßen, feuerroth zu werden, sich mit stammelnder Zunge über das Unrecht zu beschweren, und kurz, alle Zeichen eines aufgebrachten und seiner Vernunft nicht mächtigen Menschen an sich blicken zu lassen, was auch seine Lehrer sich für Mühe gaben, ihm diesen Fehler aufs nachdrücklichste leid zu machen.

Endlich traf sichs, daß ihm eben einer seiner Mitschüler etwas wiedererzählte, was er von einem der Lehrer gelernt hatte.

Seine Wißbegierde war alsdann so groß, daß er sich durchaus durch nichts im Zuhören stören lassen mochte.

Unglücklicherweise kam der kleine Gottlieb, und zupfte ihn ein paar Mahl am Kleide, daß er mit ihm zum Spiel in den Garten kommen sollte.

Er ward böse, stieß ihn von sich, und zwar so heftig, daß der arme Gottlieb, der nicht fest auf den Füßen stehen mochte, zurück, und mit dem Kopf an einen Stein flog.

Da lag er — ohne Besinnen, und weil er eben gegen eine scharfe Ecke des Steins geflogen war, so floß das Blut stromweise die Schläfe herunter.

Gott, welch ein Anblick für den armen Johannes, der nichts weniger gewollt hatte, als ihm Leid zufügen!

Er stürzte über ihn her, schrie laut — er ist todt! er ist todt! — Ich habe Gottlieb getödtet, und statt

daß er auf Mittel denken sollte, ihm Hülfe zu leisten, so blieb er schluchzend bei ihm liegen.

Zum Glück hatte einer der Lehrer das Geschrei aus seinem Fenster gehört.

Dieser kam eilends heraus, nahm, ohne ein Wort zu sagen, den kleinen Gottlieb auf, trug ihn auf ein Bette, und bespritzte ihn mit kaltem Wasser, so daß er in ein paar Minuten wieder zu sich kam.

Dis war freilich etwas für den armen Johannes; aber lange nicht genug, um ihm seine Todesangst zu benehmen.

Nun wurde die Wunde untersucht; sie hätte fast keine gefährlichere Stelle treffen dürfen, um wirklich tödtlich zu sein.

Es wurde ein Wundarzt geholt, um sie zu verbinden. Gottlieb kriegte ein heftiges Wundfieber, und fing an zu faseln.

Johannes wich nicht von seinem Bette, weder Tag noch Nacht, und das immer in einer fürchterlichen Todesstille; denn kein Mensch sagte ihm ein Wort, weil Niemand ihn trösten konnte oder tadeln wollte.

Nur Gottliebr ief ihm oft in seiner Fieberhitze zu: Lieber Johannes, was hab' ich dir gethan, daß du mir so böse bist? Vergib mirs, vergib mirs! Ich will dich nie wieder beleidigen.

Dis trieb dann vollends seine Angst aufs höchste, und machte ihn fast zu einem noch größern Gegenstande des Mitleidens, als der Kranke selbst war.

Endlich gab Gott, daß sich das Fieber legte, die Wunde fing an zu heilen — und nach wenigen Tagen konnte Gottlieb wieder im Bette aufsitzen.

Wer ist fähig, sich Johannes Freude vorzustellen? Gewiß Niemand, als der ganz die Angst ge-

fühlt hat, die ihm, während Gottlieb in Gefahr war, das Herz beklemmte.

Sie war unbeschreiblich, und doch war sie auch mit einer so ernsten Reue, und mit einem so festen Vorsatze, sich nie wieder von seinem alten Fehler übereilen zu lassen, begleitet, daß ihm fast keine Freude anzusehen war.

So wie Gottlieb endlich völlig wieder gesund war, nahm er eine heitere Miene an; und ohne daß ihn einer seiner Lehrer nachher je wieder erinnern durfte, hielt er sich selbst sein Versprechen, den Jachzorn völlig zu besiegen.

Er war sehr glücklich, mit so einer Warnung davon zu kommen; denn Gottlieb behielt von seinem Fall nichts nach, als eine Narbe in der Schläfe, die Johannes nie ohne Rührung ansah, und oft, mit Dank gegen die Vorsehung, küßte.

Ihr aber, lieben Kinder, die ihr auch etwa von dem Fehler des Jachzorns übereilt werdet, wollt ihr ihn nicht lieber bei Zeiten zu bezwingen suchen, ehe irgend Jemand, oder ihr selbst, dadurch in Todesangst und Gefahr gerathet?

Elise Reimarus.

Das beste Geschenk.

Die Schüler des Sokrates brachten ihm zuweilen Geschenke, Jeder nach seinem Vermögen. Nur einer von ihnen, Aeschines genannt, war zu arm dazu.

Ich besitze, sagte er, nichts von Werth, was ich dir geben könnte; und nur darum thut es mir Leid, daß ich arm bin. Ich gebe dir aber Alles, was ich habe,

— mich selbst. Verschmähe dieses kleine Geschenk nicht, und bedenke, daß Andere dir zwar viel gegeben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben.

Sokrates antwortete:

Du gibst mir kein geringes Geschenk, Aeschines; so wenig du auch aus dir selbst zu machen scheinst. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich dich in weit besserem Stande dir selbst zurückgebe, als ich dich empfangen habe.

E.

Eine sonderbare Danksagung.

Ein reicher und angesehener Chinese war darauf stolz, daß er ein Kleid trug, welches mit den kostbarsten Edelsteinen überall besäet war. Ein alter und schlechtgekleideter Bonze (so nennt man die Geistlichen in China) folgte ihm durch verschiedene Straßen, neigte sich oft vor ihm bis zur Erde, und dankte ihm zu wiederholten Mahlen wegen seiner Edelsteine.

Mein Freund, antwortete der Reiche, ich habe dir nie Edelsteine gegeben.

Ganz recht! fuhr der Bonze fort, aber ihr gebt mir Gelegenheit, sie zu sehen, und einen andern Gebrauch könnt ihr doch auch nicht davon machen. Es ist also zwischen uns kein Unterschied, als daß ihr die Mühe habt, sie zu tragen und zu verwahren; und diese Bemühung wünsche ich mir nicht.

E.

Winterlied.

Wenn ich einmahl der Stadt entrinn',
Wird mir so wohl in meinem Sinn;
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gottes-Welt.

Ich sehe froh und frisch hinein,
So glücklich, wie ein Vögelein,
Das aus dem engen Käfig fleucht,
Und singend in die Lüfte steigt.

Auch sieht mich Alles freundlich an,
Im Schmuck des Winters angethan.
Das Meer gepanzert, weiß und hart,
Der krause Wald, der blinkend starrt.

Der lieben Sänger buntes Heer
Hüpft auf den Aesten hin und her,
Und sonnet sich am jungen Licht,
Das durch die braunen Zweige bricht.

Hier keimt die junge Saat empor,
Und kucket aus dem Schnee hervor;
Dort lockt des Thales weiches Moos
Das junge Reh auf seinen Schooß.

Natur, du wirst mir nimmer alt
In deiner wechselnden Gestalt!
Natur, so hehr, so wunderbar,
Und doch so traut, und doch so wahr!

Overbeck.

Eine Handlung der Gerechtigkeit.

Es ist ein recht grober Irrthum, wenn man meint, daß nur vornehme Leute edel denken und handeln können. O, oft wohnt unter einem Strohdache mehr Tugend, als in prächtigen Palästen! Man höre nur, was neulich ein Landmann in der Gegend von Zürich that!

Dieser Mann hatte durch Fleiß und Sparsamkeit sich einiges Vermögen erworben. Der war nun neulich, bei zunehmender Schwächlichkeit seines Körpers, darauf bedacht, seine Sachen in Richtigkeit zu bringen.

Indem er verschiedene alte Papiere durchsuchte, fiel ihm zufälligerweise eine schon längst bezahlte Rechnung eines Zimmermanns in die Hand, der ihm vor vielen Jahren ein Haus gebauet, und zugleich die Baumaterialien dazu geliefert hatte.

Gleich auf den ersten Blick ahnete ihn, daß die Summe der Rechnung für die Posten zu klein sei. Er rechnete also nach, und fand, daß sich der Zimmermann um 57 Rthlr. zu seinem Schaden verrechnet habe.

Guter Gott! sprach er bei sich selbst, wie hat doch der ehrliche Mann geirret! Wie Leid thut mir's, daß ich — freilich unwissend — ihm so viel zu wenig bezahlt habe, und diesen Fehler erst jetzt, 44 Jahr nach seinem Tode, bemerke!

Doch ich kann ihn noch jetzt wieder gut machen. Es leben ja Kinder und Kindeskinder von ihm; diesen gehört schleunige Erstattung.

Gesagt, gethan. Er bat, weil er selbst nicht mehr ausgehen konnte, einen Freund, diese Summe zusammt den Zinsen den Hinterlassenen des Zimmermanns zuzustellen. Und dieser Freund ist es eben, von dem wir

die Nachricht davon erhalten haben; denn der ehrliche Landmann selbst hat es Niemand erzählt.

Kinder! wenn wir richtig reden wollen, so ist eine solche That bloß gerecht, noch nicht wohlthätig, noch nicht großmüthig; aber möchten nur erst alle Menschen so gerecht sein: wie gut würde es um die menschliche Gesellschaft stehen! C.

Der Dachs und das Eichhorn.

Der Dachs.

Wohin so eilig, kleines Thier?
Komm doch einmahl herein!

Das Eichhorn.

Was willst du denn von mir?

Der Dachs.

Ich seh dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfest,
Und durch die Nußgesträuche schlüpfest;
Und wie du keine Ruh und Rast
Vom Morgen bis zum Abend hast.
Wie kannst du das in aller Welt ertragen,
Und noch so munter sein und so geschwind,
Als keine andre Thiere sind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen!

Das Eichhorn.

Mein lieber Dachs, das ist nicht schwer zu sagen:
Wenn ihr so stets in euern Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,

Und nur von eurem Fette zehrt,
Da ist es wol nicht fragenswerth,
Warum sogar das Gehen euch beschwert.
Denn bei der übertriebnen Ruh
Nimmt eure Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird täglich mehr darin geübt.

Geschenk an eine Muhme an ihrem Geburtstage.

Ja, heute, theuerste Muhme, heute,
Worauf ich lange mich heimlich freute,
Da möcht' ich Ihnen zum Angedenken
So herzlich gern was Schönes schenken.

An diesem Tage der frohesten Feier,
Da wäre sicher mir nichts zu theuer;
An gutem Willen soll mir's nicht fehlen;
O, wüßt' ich Armer doch nur zu wählen!

Soll ich ein niedliches Kränzchen winden,
Sie, beste Muhme, damit zu binden?
Von Maienblümchen und Federnelken? —
Doch ach! die Blumen, die Blumen welken!

Von meinen blühenden Rosensträuchen
Den besten nehmen? — Ein schwaches Zeichen
Von meiner Liebe, die ewig glühet,
Dis Rosenstöckchen, das bald verblühet!

Ha! meine Vögelchen will ich bringen,
Die sollen Ihnen ein Liedchen singen!
Auf ihrem Nestchen will ich sie greifen —
Doch ach! sie können ja noch nicht pfeifen.

So kann ich Ihnen nichts Bessers geben,
Als dieses Herz, voller Freud' und Leben!
Hört's auf, so zärtlich für Sie zu schlagen,
Wie jetzt: so mag es ein Andrer tragen!

Ein Ungenannter.

Charlotte, Luise, Leonore, Malchen.

Etwa 10, 8, 7 und 6 Jahr alt.

Charlotte (die zu den Andern ins Zimmer kommt).

O, da sitzt ihr schon wieder und näht, und ich dacht' euch draußen im Schnee zu finden! So kommt doch, es ist so schön draußen!

Luise. Ja, sobald wir hier fertig sind.

Charlotte. Aber wie lange wird das vielleicht noch währen? Mit dem ewigen Nähen!

Leonore. Nicht gar lange mehr, denn es hat schon von diesem Morgen um sechs Uhr angefangen.

Charlotte. Behüte der Himmel! Nein, das möcht' ich nicht.

Luise. Und ich wette, du würdest dis doch mögen, wenn wir dir sagten, was es wäre.

Charlotte. Nun, was ist's denn?

Leonore (packt es an die Seite). Ja, das sagt man nicht sogleich; wenn du rathen kannst.

Malchen. Soll ich's nicht sagen?

Luise. Nein, liebes Kind, schweig — Charlotte muß rathen.

Charlotte. O, ich kann denken, es ist für die Puppe.

Malchen. O nein!

Luise. Und wenn's das wäre, so sagt die Mutter, wir üben uns dabei.

Charlotte. Aber ich mag überall nicht nähen.

Luise. Und ich sag's noch einmahl, du wirst es mögen, wenn wir dir sagen, was wir nähen.

Charlotte. Nun, so sagt's denn endlich.

Malchen. Nun sag' ich's gewiß.

Luise. Still, Mädchen, sonst nehmen wir dich nie wieder mit bei so etwas.

Leonore (die Alles wieder hervorlangt). Nun sieh — und rathe.

Charlotte (die einige Häubchen und Mützen und einige Tücher, dann einige wollene Röckchen und Kamisöler nach einander auslegt und besieht). Das ist ja eine ganze Aussteuer — wer soll denn das haben?

Malchen. O, das muß ich sagen — ja gewiß, das muß ich!

Luise. Nun ja, das magst du denn!

Malchen. Hör mahl, Lotte — hör mahl — der arme Fritz und seine Schwestern da, die keine Röcke anhatten — und so froren hu! hu! hu! hu!

Charlotte. Wie? die Kinder von der armen Frau, deren Mann gestorben ist, und die sich nun nichts verdienen kann?

Luise. Ja, die!

Charlotte. Aber deine Mutter und meine haben ihr ja Geld geschickt.

Leonore. Ja, aber erst kauft man Brot für's Geld, und dann Kleider — und —

Charlotte. O, da können wir ihr lieber auch von unsern alten Kleidern schicken.

Leonore. Ja, aber damit können sie ihre Kinder noch nicht anziehn.

Charlotte. Nun, ich weiß, sie sind zu groß, aber dann muß sie sie kleiner machen.

Luise. Ja, das war's eben — Sieh, dis kann die arme Frau nicht.

Charlotte. Nicht! warum denn nicht?

Luise. Weil sie sich in ihrer Jugend nicht auf Handarbeit geübt hat. —

Charlotte (verlegen). Nicht?

Luise. Nun baten wir die Mutter, daß sie uns einige gute starke Sachen gäbe, davon wollten wir ihr geschwind was zusammennähen, und ihr das auf den Abend hinbringen, damit sie doch was Warmes über den Leib kriegten.

Leonore. He! merkst du's nun, Jüngferchen, warum wir nicht im Schnee laufen?

Charlotte (mit einem halb erstickten Seufzer). O, ich will auch mit nähen. —

Luise. Sagt' ich's nicht — aber das wird nicht nöthig sein.

Leonore. Ei warum nicht? so werden wir desto eher fertig — Sieh, da hast du noch einen halben Saum; aber gerade, das sag' ich dir!

Malchen. Ja gerade, Lotte! — sonst gibt's Schelte.

Charlotte. Was du doch sagst, kleine Weisnase, als ob du recht mit arbeitetest.

Luise. In der That thut sie das. Sie hat uns alle Fäden in die Nadel gefädelt, hat uns die Säume

eingeschlagen, und das wol so gerade — und ist auch nicht einmahl davon gelaufen.

Charlotte. So sieh denn, Luise, ob das so recht wird!

Luise. Es ist so was, Lotte! die Stiche sind ein wenig zu groß — und dann geht's auch schief.

Leonore. Laß sehn! Ach, das geht ja nimmermehr! Komm, du sollst die Bänder an diesen Rock nähen — du! — aber ein Bißchen geschwind, sonst thue ich's selbst — Fi! Fi! der Saum muß ja schlechterdings wieder auf. Lotte! Lotte!

Charlotte. Ja, ich kann das noch nicht so gut, als du; ich bin das nicht so gewohnt.

Leonore. Ja, das war's eben — das ist eben schlimm — ist das Band angenäht?

Luise. Nun, mach's auch nicht so arg mit der armen Lotte; du siehst ja, sie kann's nicht, sie hat sich nicht so darauf geübt, als wir — gib her, Kind. So! das eine Band sitzt ja schon — (sie faßt es an und los läßt der Faden und das Band) O ho! das geht wieder los.

Leonore. O herrlich! herrlich! ja, du sollst uns schön helfen!

Lotte. O, ich kann ja nicht — (weinerlich)

Luise. Laß gut sein, Kind — ich habe schon nichts mehr zu thun.

Leonore. Und ich auch nicht — mein Saum ist fertig — nun wollen wir zusammenpacken. (Sie legt Alles in Ordnung auf einander.)

(Die Mutter kommt dazu.)

*

* *

Mutter. Nun, Kinderchen, wie geht's? Braucht ihr auch Hülfe?

Luise. Nein, liebe Mutter, wir sind eben fertig.

Mutter. Fertig! o das ist schön; und was sagt mein Malchen, hat dir auch die Zeit lang gewährt?

Malchen. O nein, Mutter, ich habe ja immerfort zu thun gehabt.

Mutter. Brav! und da ist ja auch unsre Lotte. Hat sie etwan auch mit geholfen?

Leonore. Ja, aber wir waren schon fertig.

Malchen. Ja, und sie —

Luise. Fi! Malchen.

Mutter. Nun, Kinder, das ist schön — daß ihr fertig seid! Nun will ich euch auch eine Freude ankündigen.

Leonore. Nun?

Mutter. Da ist eben die arme Frau draußen mit allen ihren vier kleinen Kindern; und nun sollt ihr die Kinder hier in die Kammer nehmen und sie ankleiden, und die Mutter damit überraschen.

Leonore. O ja!

Luise. O ja! das laß uns thun.

Malchen. O ja! soll ich sie holen?

Mutter. Nein, ich schicke sie euch. Ihr habt doch Alles zurechte?

Luise. O ja, liebe Mutter.

Mutter. Gut, so sollen sie zu euch kommen, und ich will unterdessen mit der Mutter reden, und hören, zu was für Arbeit ich sie etwa künftig gebrauchen kann.

(Geht, und die Kinder alle mit den Sachen in die Kammer.)

* * *

Die Mutter mit der armen Frau hinein zu den Kindern, die nun fröhlich auf sie zulaufen und: Sieh, Mutter, sieh! rufen.

Arme Frau. O Gott, was seh' ich! Sind das meine Kinder? — Liebste Madam! (Sie will ihr die Hand küssen.)

Mutter. Nein, gute Frau, mir gehört kein Dank dafür; meine Kinder haben ihre Geschicklichkeit im Nähen ein wenig üben wollen, und da habe ich ihnen die Freude ganz allein gelassen — wenn's gut gerathen ist, soll es mir lieb sein. (Sie besicht jedes Kind besonders.)

Arme Fr. (geht umher, und will jedem Kinde die Hand küssen, welches aber keins leidet). Dank! tausendmahl. Gott belohne es ihnen! — (Sie kommt auch zu Lotten, die sich in eine Ecke allein gestellt hat, um ihr die Hand zu küssen.) Dank, tausendmahl!

Charlotte (zieht die Hand weg, und fängt laut an zu weinen; schluchzend). O nein! — o nein! — ich habe nichts genäht — ich konnt's nicht.

Mutter. Was ist das, liebe Lotte? — Warum weinst du so sehr?

Charlotte. O, die Frau da dankt mir — und ich habe nichts genäht — weil ich nicht kann. (Sie weint noch lauter.)

Mutter. Nun, stille nur, liebes Lottchen; durch Weinen wird nichts gut — aber wol durch einen guten Vorsatz. Sage, glaubst du nun, daß es einem Mädchen nützlich und angenehm sei, sich bei Zeiten in Handarbeiten zu üben?

Charlotte. O ja!

Mutter. Nun, was dann für Noth? So wollen wir bald fertig werden. Du mußt nur jedes Mahl, statt daß du sonst dachtest: ich habe keine Lust, ich mag nicht nähen, dir vorstellen, daß du dir und Andern damit dienen kannst, und daß, je öfter man eine Sache übt, je leichter und besser sie geräth.

Arme Fr. O ja, liebes Mamsellchen, thue sie das ja bei Zeiten! Ich bitte sie! Wollte Gott, ich hätte nicht immer in meiner Jugend gesagt: ich habe keine Lust, ich mag nicht nähen, so könnte ich jetzt vielleicht auch andern Leuten mit meiner Hände Arbeit dienen, statt daß ich — (sie weint) jetzt nun guten Menschen zur Last fallen muß. —

Mutter. Nun — freilich, gute Frau — wäre das wol besser gewesen — aber sie hat mir ja versprochen, von nun an wenigstens durch ihren Fleiß, was möglich ist, wieder gut zu machen. Kinder, das hab' ich euch noch nicht gesagt. Diese gute Frau kriegt dort drüben bei der Wäscherinn fürs erste eine kleine Wohnung; da will man sie bei der Wäsche brauchen, und in der Zwischenzeit, da nichts für sie zu thun ist, soll sie unsern Garten mit ausjäten helfen.

Alle. O schön! o schön! (in die Hände klatschend) das freuet mich!

Mutter. Und ihre Kinder sollen den Tag über zu der fleißigen alten Großmutter hingehen, die den kleinen Kindern so leicht Stricken und Nähen lehrt, und dann auch wieder mit ihnen spielt.

Arme Fr. Ach ja, liebe Madam, ich werde Ihnen mein ganzes künftiges Glück verdanken. Sie, meine lieben Kinder, danken sie ja Gott, daß er ihnen eine so brave Mutter gegeben hat, die sie früh zum Fleiß und zur Arbeit anhält; denn das ist die Quelle so vieler Freuden für uns und Andre!

Elise Reimarus.

Henriette und die Mutter.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter, ich wollte lieber das kleine Taschenbuch fertig machen.

Mutter. Aber Henriette, Karoline wird den Nähbeutel lieber haben; du weißt, wie sehr ihr deiner gefiel.

Henriette. Welcher denn?

Mutter. Der mit der Inschrift: dem Fleiße; der dir an deinem letzten Geburtstage geschenkt wurde.

Henriette. O ja — den — aber ich weiß gewiß, das ist ihr alles eins.

Mutter. Nun, meinetwegen, Henriette; aber wie willst du fertig werden? An dem Taschenbuche fehlt noch so viel, und an dem Nähbeutel so wenig. Gewiß willst du Karolinen doch auch gern ein Geschenk an ihrem Geburtstage mitbringen.

Henriette. O ja, das will ich auch; aber du sollst sehen, ich will wol fertig werden.

Mutter. Auch, wenn der Vater schon um vier Uhr mit uns ausgeht?

Henriette. Ach, das wird er nicht!

Mutter. Wer um vier Uhr nicht mit seiner Arbeit fertig wäre, sagte er, der ginge nicht mit.

Henriette. Aber ich denke, er sagte um fünf Uhr.

Mutter. Henriette! Henriette! bedenke, was ich dir so oft gesagt habe. Du solltest dir den garstigen Fehler abgewöhnen, immer Alles besser wissen und anders thun zu wollen, als man dir sagt, kurz, das ewige Widersprechen; oder du würdest dich einmahl selbst häßlich dadurch bestrafen.

Henriette. Aber, liebe Mutter, wenn ich doch

nun gewiß weiß, daß der Vater gesagt hat, um fünf Uhr gingen wir aus?

Mutter. Nun gut, wir wollen sehen, wer da fertig ist.

Henriette. O, das bin ich gewiß! Da sieh nur, wie fleißig ich schon gewesen bin!

Mutter. Schon gut — halt dich nur nicht auf.

Henriette. Ja — aber, Mutter, diesen Strich möcht' ich doch wieder aufmachen, er geht so schief.

Mutter. Er hätte ein wenig gerader sein können; aber für dismahl, denk' ich, kann er sitzen bleiben.

Henriette. Ach nein, Mutter, er geht gar zu schief, ich muß ihn wirklich wieder aufmachen.

Mutter. Henriette, du willst dich mit Fleiß verspäten.

Henriette. Ach nein, Mutter, ich will schon fertig werden, wenn ich nur draußen in der Laube wäre.

Mutter. Und warum das?

Henriette. Ich kann da besser sehen.

Mutter. Aber das hält noch so viel länger auf mit dem Hin- und Hergehen.

Henriette. Ach, da bin ich ja gleich, und dann so geht's da viel geschwinder.

Mutter. Meinetwegen, meinetwegen, Henriette; aber erinnere dich, wenn's zum Ausgehen kommt, und du nicht fertig bist, daß ich dir Alles vorhergesagt habe.

Henriette. O, du sollst nur sehen, ich will gewiß fertig werden.

(Nach einer guten Weile.)

Henriette, die Mutter, der Vater, andere Kinder.

Mutter. Nun, Henriette, wie wird's? Bist du fertig?

Henriette. O, noch nicht, Mutter; aber es ist ja auch noch nicht fünf Uhr!

Mutter. Fünf nicht, Henriette, aber vier. Die Dielenuhr hat schon geschlagen.

Henriette. Die Dielenuhr? Ich habe sie nicht gehört.

Mutter. Ich aber; und wenn's nun vollends schon die Zeit wäre, da der Vater ausgehen will.

Henriette. Ach nein, liebe Mutter —

Mutter. Nicht? Und was bedeutet denn, daß da getrommelt wird und Alle herauskommen?

Henriette. Ja — das weiß ich — gewiß nicht.

Hans. Ha, Henriette, wo bist du? Wir gehn!

Henriette. Nun, doch noch nicht?

Hans. Allerdings! Hast du vergessen, daß der Vater sagte, um vier Uhr, weil Karolinens Geburtstag wäre? Du bist doch fertig mit deiner Arbeit? — Sieh, diese Zeichnung bring' ich Karolinen.

Gottlieb. Und ich dis Bild.

Diedrich. Und ich diesen Brief.

Nikolas. Und ich diesen Korb.

Fritz. Na, na, nur zu! Vater kommt schon.

(Alle laufen weg.)

Vater (in einiger Entfernung). Henriette! He! Henriette! wir gehn. Du weißt, ich warte auf Keinen; wenn du mitzugehn verdient hast, so komm. Geschwind!

Henriette (fängt an zu weinen). Ach, nun bin ich nicht fertig!

Mutter. Ja, Henriette, das hatte ich dir vorher gesagt.

Henriette. Ach, ich dachte, Vater würde erst um fünf Uhr gehen!

Mutter. Ja, auch das sagte ich dir vorher, er würde um vier Uhr gehen.

Henriette. Ach, und nun muß ich allein zu Hause bleiben — und habe mich so dazu gefreuet! — (sie weint heftiger.)

Mutter. Ja, Henriette, das mußt du, so gern ich dir die Freude gegönnt hätte! Du weißt, daß ich dirs vorhergesagt habe; der häßliche Fehler, Alles besser wissen zu wollen, immer zu widersprechen, würde dich einmahl selbst bestrafen. Wärest du meinem Rathe gefolgt, als ich dir sagte, bei dem Nähbeutel zu bleiben, und nicht umherzulaufen, nichts wieder zu zernichten, was einmahl gemacht war: so wärest du fertig geworden; ja, hättest du endlich es nicht durchaus besser wissen wollen, daß der Vater um fünf und nicht um vier Uhr ginge, so wärest du auch so noch fertig geworden und mitgegangen; nun aber mußt du die Folge deines Fehlers tragen.

Henriette. Ach, und nun kriegt Karoline kein Geschenk von mir? (sie weint.)

Mutter. Auch das nicht, Henriette. Es kommt Alles aus der nämlichen Ursache; darin kann ich dir eben so wenig helfen. Aber wenn du es wünschest, so will ich dir einen Rath geben, wodurch dir dieser Tag auf eine andere Art noch mehr Freude geben soll, als er dir durch den Spaziergang gegeben hätte; sage, willst du ihn hören?

Henriette. Und wodurch denn?

Mutter. Dadurch, daß du von heute an dir fest vornimmst, niemahls mehr zu widersprechen, wenn verständigere Leute, als du, dir etwas sagen; sondern hübsch zu folgen, damit es dir nicht wieder so gehe, wie heute. Willst du das?

Henriette. Ach ja, Mutter — das will ich — wenn ich doch nur das Taschenbuch fertig hätte, da-

mit ich Karolinen auch noch heute was schenken könnte.

Mutter. Nein, liebe Henriette, heute muß das so gehn, dir zum Angedenken, damit du dich desto besser der bösen Folgen erinnerst, die dein ewiges Widerreden gehabt, und desto ernstlicher darauf denkest, es abzuschaffen. Aber künftigen Sonntag, wenn du Wort hältst, und diese ganze Woche den Fehler vermeidest, wollen wir Beide hin, und es ihr bringen; und dann kannst du dich immer mit Vergnügen an diesen Tag erinnern, da du einen so großen Fehler abgeschafft hast. Sage, gefällt dir das?

Henriette. Ach ja, liebe Mutter! (die Mutter küßt sie.)

Mutter. Nun, so kannst du auch heute wieder vergnügt sein; aber sonst nicht.

Elise Reimarus.

Frühlingslied.

Der Schnee zerinnt,
Der Mai beginnt;
Die Blüten keimen
Auf unsern Bäumen,
Und Vögelschall
Tönt überall.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß, wie bald
Sie für uns schallt!

Drum seid zwar froh,
Doch, Kinder, so,
Daß ihr dis Leben
Dem, der's gegeben,
Durch Frömmigkeit
Und Tugend weiht.

Ungenannter.

Zwei ungleiche Brüder.

Einst lebten irgendwo zwei Brüder, die einander sehr ungleich waren.

Der ältere brachte den ganzen Tag zu mit Spielen, mit wildem Herumschwärmen, kurz, mit nichtswürdigem Zeitvertreibe.

Er hörte nicht gern zu, wenn etwas Gutes erzählt wurde; das Lesen kam ihm unangenehm und beschwerlich vor; seine Gedanken richtete er selten auf etwas Nützliches, und hatte fast immer alberne Dinge im Kopfe.

Der jüngere Bruder las gern in Büchern, hörte aufmerksam zu, wenn ihm etwas erzählt wurde, dachte darüber nach, und machte sich ein Vergnügen daraus, Das wieder zu erzählen, was er von seinen Lehrern oder aus Büchern gelernt hatte.

Es läßt sich leicht errathen, wie es mit dem Einen und mit dem Andern geworden sein müsse.

Als der jüngere elf Jahre alt war, konnte er so vernünftig denken und sprechen, daß seine Aeltern ihn oft mit sich in Gesellschaft nahmen, theils, ihm ein Vergnügen zu machen, theils, damit er von andern verständigen und guten Leuten allerlei lernen möchte.

Denn es gibt Dinge, die man aus Büchern nicht lernen kann, von welchen man aber doch nicht eher etwas versteht, als bis man viel in Büchern gelesen hat.

Mit seinem ältern Bruder hingegen, der nunmehr dreizehn Jahr alt war, ging es ganz anders.

Wenn Erwachsene mit einander sprachen, so verstand er davon nur wenig, oder gar nichts; noch viel weniger aber konnte er selbst vernünftig und angenehm sprechen.

Seine Aeltern hätten auch ihn gern in Gesellschaft erwachsener Leute gebracht, allein er wäre da nichts nütze gewesen, und man würde gesagt haben:

Was soll doch dieser Knabe hier, mit dem man kein vernünftiges Wort sprechen kann? Jeder Mensch muß sich zu seines Gleichen halten, und er gehört noch unter die Kinder.

Also mußte er zu Hause bleiben.

Das kränkte ihn nun nicht wenig, und darum faßte er endlich den guten Vorsatz, von nun an recht aufmerksam, fleißig und sittsam zu werden. Weil er aber an die Unachtsamkeit, an das Nichtsthun und an wildes Herumschwärmen einmahl gewöhnt war, so wurde ihm sein löbliches Unternehmen anfangs ziemlich schwer. Er that sich vielen Zwang an, und doch wollte es ihm nirgends so gelingen, wie er wünschte.

Sein guter Bruder, dem das sehr nahe ging, gab sich alle Mühe, ihm behülflich zu sein; er wies ihm, wie man es anfangen müsse, er erklärte ihm Dieses und Jenes, und machte es ihm leicht, wo er wußte und konnte.

Ernstliche Bemühungen haben allezeit ihre gute Wirkung.

Nachdem der ältere Bruder sich einige Zeit munter

und unverdrossen bestrebt hatte, vollkommner zu werden, so kam es endlich dahin, daß er darin sein größtes Vergnügen fand.

Nichts konnte ihm jetzt mehr Freude machen, als wenn er Etwas gethan hatte, worüber seine Aeltern und Lehrer ihre Zufriedenheit bezeigten; und etwas Neues zu lernen, war ihm viel zu angenehm, als daß er dabei hätte unaufmerksam sein können.

Kurz, er selbst konnte nunmehr nicht begreifen, wie es ihm vorhin möglich gewesen war, ein Vergnügen an Nichtsthun und an abgeschmacktem Zeitvertreibe zu finden.

Gleichwol hatte es ihm den Schaden gethan, daß er seinen jüngern Bruder in manchen Dingen nie völlig einholen konnte; denn der war allezeit vor ihm voraus.

Es ist hiemit eben, wie mit dem Feldbaue. Wenn man zu rechter Zeit säet, so kann man auch zu rechter Zeit ernten, und reichlich ernten.

Säet man aber zu spät, so hat man Mißwachs zu erwarten, oder doch weniger und nicht so schöne Früchte, als man sonst bekommen haben würde.

E.

Der Aufschub.

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute;
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen Dis und Jenes thun.

Und warum nicht heute? Morgen
Kannst du für was Anders sorgen;
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen,
Dis nur kann ich übersehen!
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze;
Diese Stunde, die ich nütze,
Die nur ist gewiß für mich.

Weiße.

Die Biene und die Hummel.

Hummel.

Immer fleißig, Jungfer Biene? —
Um Verzeihung, daß ich mich erkühne,
Sie zu stören. — Aber, liebes Kind,
Suchst dir ja die Aeuglein blind!
Weißt du nicht: man muß sich auch vergnügen;
Komm, laß deine Arbeit liegen;
Lustig, lustig laß uns sein!
Komm mit mir, es soll dich nicht gereun!

Biene.

Meine Arbeit ist für mich Vergnügen,
Weil ich so erzogen bin.
O, um Alles könnt' ich nicht so müßig fliegen!
Und was spräche dann auch wol die Königinn?

Hummel.

Ja, die wird's auch gleich erfahren!

Biene.

Kann es doch!

Hummel.

So machst du ihr was weiß.

Biene.

Fi! Behüte!

Hummel.

Jungfer Fleiß,
Da hat sie nichts zu befahren.
Sie soll mit uns, kurz und gut,
Wenn sie's mir nicht zu Gefallen thut,
So will ich sie selber, daß sie's weiß,
Bei der Königinn verklagen,
Und, daß sie herumgeschwärmt, ihr sagen.

Biene.

Wie es dir beliebt. Muß ich dann auch leiden,
So ist Unschuld meine Trösterinn.
Gerne will ich mit ihr leiden,
Und um alle eure Freuden
Geb' ich sie nicht hin.

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier;
Denn schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr.

Hier Aehrenfelder,
Dort Wiesengrün,
Dem blaue Wälder
Die Grenze ziehn.
An jener Höhe
Die Schäferei;
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrei:
So nenn' ich meine
Geliebte kleine
Einsiedelei,
Worin ich lebe
Zur Lust versteckt,
Die ein Gewebe
Von Ulm und Rebe
Grün überdeckt.
Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach
Auf Silberkieseln
Ein heller Bach,
Fließt unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Erfrischend hin,
Und läßt im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen,
Und selbst die Fischchen

Im Grunde sehn.
Da gleiten Schmerlen,
Und blasen Perlen.
Ihr schneller Lauf
Geht bald danieder
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Nein, schönre Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Sind nirgends mehr!

Ungenannter.

An ein junges Fräulein,

dem man weiß gemacht hatte, daß es besser sei, als andere Menschen.

Junges, gnädiges Fräulein, dein Stammvater ist auch der meinige. Er heißt Adam, nicht Herr von Adam.

Alle Königinnen sind deine Verwandte; aber — sei nicht stolz — deine Magd, das lumpige Bettelmädchen und die schmierige Hottentottinn sind es auch.

Alle Menschen sind Vettern und Basen zusammen; die Deutschen, die schwarzen Aethiopier und die Kannibalen, wie die Franken, die Sachsen und die Baiern; die Tagelöhner, die Bauern und die Bettler, wie die Kaiser, die Könige und die Edelleute.

Folglich sind alle Menschen einander gleich. Das wissen viele große und kleine Leute nicht.

In Ostindien gibt's närrische Leute, die vier Adams glauben; diese sollen heißen: Brahma, Situri, Beise und Sudur. Vom ersten sollen die Geistlichen, vom zweiten die großen Herren, vom dritten die Bürger und vom vierten die Bauern herkommen. Die närrischen Leute!

Auf Jamaika, einer Insel in Westindien, soll es Kaufmannsfrauen aus England geben, die nicht glauben wollen, daß ihre schwarzen Sklavinnen so gut Menschen sind, wie sie. Die albernen Weiber!

Es war einmahl eine kleine Königstochter; sie hieß, wo ich nicht irre, Isabellchen, war weiß, wie Schnee, und fein und zierlich, wie ein Püppchen.

Viele große Leute warteten dem kleinen Dinge auf, viele vornehme Leute küßten dem Mägdlein gar das Händlein; Alles seines Papa's wegen; aber das Närrchen meinte, es geschehe seinetwegen.

Nun sah es oft Straßenkinder von seinem Fenster herab, die ekelhaft und zerlumpt umherliefen.

Es sah in seinem Bilderbuche allerlei häßliche wilde Leute, und seine Hofmeisterinn erklärte ihm diese Bilder.

Da dachte das gute Kind: ich muß doch wol ein ganz andrer Mensch sein, wie diese gemeinen, dummen, schmutzigen Leute!

Es sagte dis seinem Kammermädchen, und das einfältige Ding antwortete: ja freilich, gnädige Prinzessinn!

Es sagte dis seinem Haarkräusler, und der alberne Kerl antwortete: ja freilich, gnädige Prinzessinn!

Es sagte dis seiner Hofmeisterinn; aber, aber, was antwortete die! — —

Diese gemeinen schmutzigen Leute da sind eben so gut Menschen, wie Sie, Prinzeßchen; und daß Sie an-

ders und besser aussehen, dafür können Sie nicht, Kind! Also dürfen Sie ja nicht stolz darauf sein.

Wären Sie unter den Jameos erzogen, Sie würden noch nicht fünfe zählen können; wären Sie im Samojedenlande geboren, Sie würden sich im Schnee wälzen; wären Sie unter Schweinen aufgewachsen, Prinzeßchen! Sie würden, so wahr ich ehrlich bin, den Sitten nach, ein Ferken sein!

Hätte es hingegen dem Könige, Ihrem Vater, gefallen, statt Ihrer, ein gemeines Mädchen von der Straße aufzunehmen, oder aus dem Samojeden- oder Jameoslande eins kommen zu lassen, und es so sorgfältig und mühsam zu erziehen, wie Sie: so würden diese — jetzt gemeine, dumme und ekelhafte Kinder, — so vornehm, klug und niedlich sein, wie Sie.

Isabellchen konnte das nicht begreifen, oder mochte es nicht begreifen. Laß sehn, mein Kind, ob du gescheiter bist?

Schlözer.

Ein Liedchen.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt:
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald.
Gleich eilenden Blitzen,
Entfliehn sie dahin;
Drum will ich sie nützen,
So lang' ich noch bin

Gleim.

Das Ringspiel.

Personen:

Vater.	Karl.
Gottlieb.	Fritz.
Konrad.	Lotte.
Kristel.	

Gottlieb.

O Vater, wollen wir nicht wieder in den Garten gehn und die Wege harken?

Vater. Es regnet, Gottlieb.

Fritz. O, was schadet das?

Vater. Uns nichts, aber unsern Kleidern.

Lotte. O Vater, so gib uns doch noch eine Lehrstunde, sonst müssen wir gewiß müßig sein und können nicht davor!

Vater. Lehrstunden habt ihr heute genug gehabt; ich will sehen, ob ich euch nicht sonst etwas zu thun geben kann. — Du, Lotte, hast ja deine Strickrolle da an der Seite hängen! Was denn für Noth? Und ihr Andern — wißt ihr was? — wir wollen der Mutter den Spinat verlesen, den sie morgen kochen will. Die soll sich einmahl freuen, wenn sie diesen Abend aus der Stadt zu Hause kommt, und Alles schon gethan findet!

Alle. O ja! das wollen wir.

Lotte. O Vater, laß mich doch mit Spinat verlesen. Ich wollt' es gar zu gern.

Vater. Immerhin! Nun, da hat Jeder seinen Theil; laßt sehen, wer am ersten damit fertig sein wird!

Kristel. Will Vater denn uns auch wieder was erzählen unterdeß, daß wir arbeiten?

Vater. Das wollt' ich wol; aber ich mag nicht

gern oft allein sprechen. Laßt uns lieber irgend Etwas spielen, wobei ihr Alle mitsprechen könnt.

Konrad. Ja, können wir denn zugleich arbeiten und spielen?

Vater. Wenn Arbeit und Spiel danach sind; warum nicht? Ich will euch eins vorschlagen, was euch wenig oder gar nicht stören soll.

Gottlieb. Na, das soll mich doch wundern!

Fritz. Nur zu, Vater!

Vater. Es soll das Ringspiel sein.

Karl. Das sich so anfängt: Es ist ein Ring von meiner Hand?

Vater. Ja!

Alle. O, das!

Vater. Nun?

Einige. O, das ist nicht hübsch!

Vater. Warum nicht?

Kristel. Ja, etwas ist wol hübsch darin, aber etwas ist doch dummes Zeug.

Vater. Nun, so wollen wir das dumme Zeug auslassen, und dafür etwas Anders sagen.

Alle. Ja, das geht an.

Vater. Wie, wenn wir's so machten: Du, Konrad, gäbest Kristeln den Ring — o, es kann auch ein Spinatblatt thun; darauf kommt's ja gar nicht an! und sagtest dann: Nimm hin das! dann antwortete er: Was ist das? Und du sprächest wieder:

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant;
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über Groß und Klein;
Viel Wunderbar's von manchem Ort;
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Gottlieb. Ja, so ist's besser.

Vater. Aber da müßt ihr euch auch darauf gefaßt machen, daß ein Jeder etwas zu sagen wisse, so wie die Reihe an ihn kommt. — Hört, laßt uns erst zehn Minuten darauf sinnen — hier ist die Uhr! Unter der Zeit muß Keiner ein Wort sprechen, und Jeder besinne sich unterdeß ernstlich auf ein Urtheil; ihr wißt doch noch, was das ist — ein Urtheil?

Kristel. I ja, wenn man über Etwas urtheilt.

Vater. Wenn man also sagt, daß eine Sache so oder so ist, oder nicht ist. — Zweitens besinnt sich Jeder auf etwas Merkwürdiges aus der Erdbeschreibung, und erzählt uns das; drittens auf ein Räthsel, viertens auf ein paar Verse, und endlich auf ein Sprichwort. Nun, in zehn Minuten soll's losgehn! — — — — — — Sie sind verflossen! Jetzt also, Konrad, fang' an.

Konrad (zu Kristel, indem er ihm ein Spinatblatt reicht). Nimm hin das!

Kristel. Was ist das?

Konrad.

Es ist ein Ring von meiner Hand
Mit einem kleinen Diamant;
Darinnen steht geschrieben fein
Mein Urtheil über Groß und Klein;
Viel Wunderbar's von manchem Ort;
Mein Räthsel, Reim und Sprichwort.

Kristel. Dein Urtheil ist?

Konrad. Regenwetter ist auch gut.

Vater. Wozu denn?

Konrad. I, es würde sonst nichts wachsen; und dann so hätten auch die Menschen und die Thiere nichts zu trinken, wenn's nicht zuweilen regnete.

Vater. Könnten denn nicht Brunnen, Bäche und Flüsse sein?

Konrad. Ja, wie bald würden die vertrocknen! — Und dann, so kann man zu Hause spielen, wenn's draußen regnet.

Vater. Wie wir jetzt. — Nun weiter.

Kristel. Etwas Merkwürdiges aus der Erdbeschreibung.

Konrad. Zu Surinam in Amerika gibt es eine Art Ameisen, die man die Visitenameisen nennt. Diese ziehen zuweilen in großen Heeren aus, und wo sie hinkommen, da freuen sich die Leute, und machen ihnen Thüren und Fenster auf.

Fritz. I, warum denn?

Konrad. Ja, wo diese Ameisen hinkommen, da durchsuchen sie das ganze Haus, und wo sie nur eine Ratte, eine Maus, eine Wespe, eine Fliege, eine Spinne oder so etwas finden, da beißen sie sie todt und fressen sie auf. Deßwegen machen ihnen die Leute, sobald sie ankommen, alle Thüren, und alle Schränke und Kasten auf, und gehen selbst aus dem Hause, um sie nicht zu stören. In zwei oder drei Tagen pflegen sie mit Allem fertig zu sein, und dann ziehen sie weiter.

Lotte. Das sind ja herrliche Thierchen!

Konrad. Ja wohl!

Kristel. Dein Räthsel?

Konrad. Ich hab' ein Paar Pferde gesehen, die fraßen täglich mehr als tausend Scheffel Hafer.

Alle. Ho! ho!

Konrad. Ja, und sie standen noch dazu auf Köpfen und fraßen mit Beinen.

Fritz. Das ist doch gewiß nicht wahr?

Konrad. Und da war auch ein Huhn dabei, das legte täglich mehr als tausend Eier!

Gottlieb (mit dem Finger drohend). Konrad, Konrad, weißt du nicht?

Konrad. Was denn?

Gottlieb. Daß man auch im Spaß nicht lügen muß?

Konrad. Ich lüge nicht! Es ist wirklich wahr.

Kristel. Ah! ich weiß schon, ich weiß schon, wie das ist!

Vater. Nun?

Kristel. Ja, hundert Scheffel Hafer können gar nicht fressen; also können ja zwei Pferde mehr verzehren, als sie.

Karl. Ha! ha! — Ja, das glaub' ich! Nun weiß ich auch, warum das Huhn mehr, als tausend Eier legen konnte — weil tausend Eier kein einziges legen!

Vater. Richtig! Aber wie kam's, daß die Pferde auf Köpfen standen und mit Beinen fraßen?

Lotte. Das mochten wol Mißgeburten sein?

Konrad. Nein!

Lotte. Ja, so weiß ich nicht!

Konrad. Sie standen auf den Köpfen der Nägel, womit ihnen die Hufeisen angenagelt waren; und ihre Zähne waren von Knochen, oder Bein; das ist ja einerlei!

Alle. Ja so!

Kristel. Na, deinen Reim?

Konrad. Unschuld und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band.

Kristel. Und nun noch ein Sprichwort?

Konrad. Jung gewohnt, alt gethan.

Gottlieb. Nun frage ich Kristeln; nicht wahr, Vater?

Vater. Ja!

Gottlieb. Na, dein Urtheil?

Kristel. Mein Urtheil? — I nun, mein Urtheil ist, daß wir Kinder uns in unserm Urtheil oftmahls irren.

Vater. Nun, dismahl hast du gewiß nicht falsch geurtheilt.

Gottlieb. Etwas Wunderbares?

Kristel. In Afrika ist eine Gegend, die man Senegal nennt, wo sich die Engländer angebauet haben. Da soll es ungeheure Schlangen geben, die wol 40 bis 50 Fuß lang sind.

Fritz. Hu!

Kristel. Wenn sie sich auf dem Schwanze in die Höhe richten, so sollen sie wie Mastbäume aussehen.

Lotte. O, die armen Leute, die da wohnen müssen!

Kristel. O, sei du nur unbesorgt, Lotte! Was meinst du wol, die Leute mögen diese großen Schlangen recht gern haben, und leiden gar nicht, daß man eine davon tödten darf.

Lotte. Ist das wol wahr, Vater?

Vater. Allerdings! Kristel wird dir auch die Ursache sagen.

Lotte. Na?

Kristel. Sieh nur, Lotte, da, in eben dem Lande, wo es erschrecklich heiß ist, gibt es auch eine Menge von andern giftigen Thieren und von allerhand Ungeziefer, als Schlangen, Kröten, Eidechsen und besonders große Heuschrecken, wovon oft so viel auf einmahl angeflogen kommen, daß es ganz finster wird. Da sind

nun die großen Riesenschlangen (so nennt man sie) dahinterher, und fressen sie auf, und wenn sie das nicht thäten, so würden die Heuschrecken in kurzer Zeit alles Grüne in der ganzen Gegend verzehren. Deßwegen können die schwarzen Einwohner dieses Landes gewaltig böse werden, wenn ein weißer Fremdling sich untersteht, eine dieser Schlangen todt zu machen.

Gottlieb. Nun, dein Räthsel?

Kristel. Hier ist's: Welche Lichter brennen am längsten?

Konrad. Die Wachslichter.

Kristel. Nein!

Konrad. Ja, so weiß ich's nicht.

Kristel. Diejenigen, welche der liebe Gott gemacht hat — Sonne, Mond und Sterne.

Gottlieb. Sieh! — Aber nun deinen Reim?

Kristel. Dem kleinen Veilchen gleich, das im
Verborgnen blühet,
Sei immer fromm und gut, auch wenn
dich Niemand siehet.

Gottlieb. Das war einmahl ein netter Vers! — Na! und dein Sprichwort?

Kristel. Frisch daran,
Ist halb gethan.

Gottlieb. Nun, Karl, fragst du mich.

Karl. Dein Urtheil?

Gottlieb. Mein Urtheil ist, daß wir hier zu Lande doch viel glücklicher sind, als die Grönländer.

Karl. Warum?

Gottlieb. Frag du nur erst weiter, so sollst du es wol hören.

Karl. Etwas Merkwürdiges aus der Erdbeschreibung?

Gottlieb. Nun gib Acht! — So ein Grönländer ist doch ein recht armseliger Mensch! Er wohnt in einem Loche, das viel elender und schmutziger sein soll, als unsers Cerberus sein Hundehaus. Darin liegt er vier Monate lang fast ganz müßig (denn so lange ist es da oben in Grönland Nacht) und friert, daß ihm die Zähne klappern, und hat fast nichts zu essen, als stinkendes Seehundsfleisch. Er selbst und sein Loch triefen beständig von Wallfisch- und Seehundsfett. Aber was noch schlimmer ist, so ist er ganz lebendig von Läusen. Und das sind die armen Leute so gewohnt, daß sie sich gar nicht viel daraus machen. Das abscheulichste endlich ist, daß diese Läuse auch scharenweise auf ihren Speisen herumkriechen, und daß ihnen gar nicht davor ekelt.

Lotte. Fi!

Vater. Du hast hoffentlich nicht vergessen, lieber Gottlieb, was ich euch damahls auch erzählte, daß der liebe Gott doch auch für diese Grönländer recht wunderbar gesorgt habe?

Gottlieb. Ach ja! — Weil in Grönland selbst kein Holz wächst, so hat der liebe Gott gemacht, daß das Meer eine Menge von Bäumen — Tannen, Espen und Birken — in andern Ländern losreißen und hier herführen muß. Das nennen sie Treibholz. Ohne das würden sie keine Hütten und keine Kähne bauen, auch keine Pfeile zur Jagd verfertigen können. Dann so läßt der liebe Gott in ihrem Lande auch ein gewisses Moos wachsen, das so weich wie Pelzwerk ist. Damit verstopfen sie die Ritzen und Spalten in ihren Hütten, und auch Dochte in ihre Lampen machen sie davon. Von dem Seehunde oder Robben können sie fast Alles machen, was sie nöthig haben. Aus dem Felle dessel-

ben verfertigen sie sich Kleider, Schuhe und Stiefel; von den Rippen machen sie Nägel; den Magen brauchen sie als einen Schlauch, um etwas Flüssiges, besonders den Thran, darin zu verwahren; aus den Därmen machen sie sich ihre Hemden, und ihre Strümpfe aus den Fellen der ungebornen Seehunde.

Karl. Ist das Alles?

Gottlieb. Ja.

Karl. So sage dein Räthsel.

Gottlieb. Wo kann man 1000 Meilen in einem Tage reisen?

Kristel. Nirgends!

Gottlieb. O ja; irgendwo.

Kristel. Nu, wo denn?

Gottlieb. Eben da, wo es Länder ohne Einwohner, Städte ohne Häuser, und Flüsse ohne Wasser gibt.

Karl. Ah! ich weiß, ich weiß! — Auf der Landkarte.

Gottlieb. Richtig! — Na, nun will ich dir auch gleich meinen Reim sagen:

Ein Kind, das nicht auf Warnung hört,
Ist sehr beklagenswerth.

Karl. Und dein Sprichwort?

Gottlieb. Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Karl. Wer fragt denn nun mich?

Fritz. Ich, ich! — Dein Urtheil?

Karl. Es ist heute recht dummes Wetter.

Vater. Dummes?

Karl. Ja, dummes Wetter, es regnet ja immer!

Vater. Also, wenn unser Karl das Wetter zu machen hätte, so würden wir immer Sonnenschein haben?

Karl. Ja.

Vater. Wir werden diesen Abend Erdbeeren mit Milch, nachher junge Erbsen und Mohrrüben mit geröstetem Fleische essen; das sind wol lauter Sachen, die du nicht magst, Karl?

Karl. O um Verzeihung; das sind ja meine Lieblingsgerichte!

Vater. Aber, wenn du die Welt zu regieren hättest, so würdest du doch nicht alle Jahr Erbsen, Mohrrüben und Erdbeeren wachsen lassen?

Karl. I warum denn nicht? O, es sollte mir so eine Menge davon wachsen, daß wir sie nicht alle verzehren könnten.

Vater. Besinne dich, Karl! — Da müßtest du ja auch oft regnen lassen, wenn du so was haben wolltest; und den Regen magst du ja nicht leiden.

Karl. Kann man denn die Früchte nicht ohne Regen wachsen lassen?

Vater. Das kannst du ja versuchen. Pflanze einmahl eine Erdbeerstaude in einen Topf, und setze den Topf an einen Ort, wo kein Regen dazu kommen kann; dann wirst du sehen, ob Erdbeeren daran wachsen werden.

Karl. Werden keine daran wachsen?

Vater. So wenig als an diesem Tische; du müßtest denn die Pflanze fleißig begießen.

Karl. Na, so könnte man alles Andere ja auch begießen, so braucht's ja doch nicht zu regnen.

Vater. Und mit was für Wasser sollten wir denn begießen?

Karl. I, mit Wasser aus dem Brunnen oder aus dem Bache.

Vater. Aber hast du nicht gehört, was Konrad vorher bemerkte, daß wir gar keine Brunnen und

Bäche haben würden, wenn es nicht von Zeit zu Zeit regnete?

Karl. Nicht?

Vater. Nein! — Denn woher kommt wol das Wasser, das in den Brunnen und in den Bächen ist?

Karl. Aus der Erde.

Vater. Und wie kam es vorher in die Erde? Nicht wahr, von Regen, Thau, Schnee und Hagel, die aus den Wolken herabfielen. Von der Oberfläche der Erde drang dis herabgefallene Wasser tiefer ein, und sammelte sich entweder in unterirdischen Höhlen, aus welchen es wie ein Bach wieder hervorlief, oder es wurde aufgegraben, und so entstand ein Brunnen. Im Grunde also ist alles Wasser, was wir haben, Regenwasser; und wenn's also niemahls regnete, so würden wir auch keinen Tropfen Wasser haben. — Nun, Karl, würdest du noch immer nicht regnen lassen, wenn es von dir abhinge?

Karl (beschämt). O ja!

Vater. Und scheint's dir nun noch wol recht geredet zu sein, wenn Jemand bei regnerischem Wetter spricht: Es ist heute dummes Wetter! Es ist heute garstiges, abscheuliches Wetter!

Karl. Nein!

Vater. Nun, Kinder, so laßt uns künftig auch besser auf unsre Worte achten, damit wir nicht so unverständig reden, wie wir wol zuweilen andre Menschen reden hören, die nicht bedenken, was sie sagen. Jede Witterung gereicht zu unserm Besten, der Regen wie der Sonnenschein, die Kälte wie die Wärme, der rauhe Wintersturm wie die angenehme Frühlingszeit; und Gott allein weiß, wie das Alles zum Wohl der Men-

schen und der Thiere zu jeder Zeit mit einander abwechseln muß. Fern sei von uns der Unsinn, uns einzubilden, daß wir es besser machen könnten, als Er, — der allein weise und allgütige Weltregierer!

Nun, Fritz, so frage denn weiter!

Fritz. Etwas Merkwürdiges?

Karl. Zu Surinam, in Amerika, welches den Holländern gehört, gibt es eine Art großer Fledermäuse, die eine stachelige Zunge haben. Diese setzen sich zuweilen an Pferde und Rindvieh, auch wol an schlafende Menschen an, und lecken so lange an einer und ebenderselben Stelle, bis sie eine Ader aufgeleckt haben. Sie machen aber nur eine kleine zarte Wunde, die ganz und gar nicht weh thut, und die auch bald wieder zuheilt. Derjenige, den sie auf diese Weise zur Ader gelassen haben, befindet sich am andern Morgen muntrer und leichter, als vorher, weil sie ihm das dicke, träge Blut ausgesogen haben. Daher wünschen sich dort viele Leute, daß eine solche Fledermaus des Nachts zu ihnen kommen möge.

Fritz. Das ist doch närrisch! — Na, sage dein Räthsel!

Karl. Was macht die Pferde fett?

Fritz. I, wenn sie viel Hafer zu fressen kriegen.

Karl. Nein! — des Herrn Auge.

Fritz. Ist das wol wahr, Vater?

Vater. Ich meine ja, Fritz. Nicht wahr, wenn der Herr selbst fleißig in den Pferdestall geht und zusieht, ob seine Pferde auch recht gefüttert werden, so wird der Knecht wol immer darüber aus sein, den Pferden ihr gehöriges Futter zu geben, und sie hübsch reinlich zu halten?

Fritz. Ja!

Vater. Nun, dann werden sie auch wol fett werden. Wenn aber der Herr sich nicht selbst um sein Vieh bekümmert, ja, dann vergessen die Bedienten auch wol zuweilen ihre Pflicht, und dann muß es das arme Vieh entgelten.

Fritz. Gut, ich will unserm Kaninchen immer selbst Gras bringen. — Nun sage auch deinen Reim.

Karl. Ein weises Herz, ein froher Muth,
Sind köstlicher als Geld und Gut.]

Fritz. Und dein Sprichwort?

Karl. Hier ist's: Was du thust, da gehe frisch daran.

Vater. Nun, Lotte, jetzt fragst du deinen Nachbar Fritz.

Fritz. Nur zu!

Lotte. Dein Urtheil?

Fritz. Mein Urtheil? — J! — Ja, wie muß ich das denn machen, Vater?

Vater. Wie sieht dieser Spinat aus, Fritz?

Fritz. Grün.

Vater. Siehst du! da hast du ja gleich ein Urtheil gemacht.

Fritz. Was denn für eins?

Vater. Dieses: der Spinat ist grün.

Fritz. Ist denn das ein Urtheil?

Vater. Ja wol! Man urtheilt, Fritz, wenn man sagt, was eine Sache ist, oder auch nicht ist. Nun, du hast gesagt, der Spinat sei grün; also hast du ja darüber geurtheilt.

Fritz. Na, das ist gut; mir war wirklich schon bange, daß ich nichts wüßte.

Lotte. Etwas Wunderbares?

Fritz. O, das weiß ich! Vater erzählte einmahl

von Lüneburg, daß da ein Salzwerk sei, und daß ein Schwein die Salzquelle zuerst aufgewühlt habe.

Vater. Richtig! Und was für eine Ehre haben die Lüneburger dafür dem Schweine erwiesen?

Fritz. Sie haben einen Schinken davon aufbewahrt in einem Glasschranke, und darüber haben sie mit goldenen Buchstaben auf Lateinisch geschrieben: daß dis Schwein die Salzquelle gefunden habe.

Lotte. Dein Räthsel?

Fritz. Oben spitz, und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit.
Was ist das?

Lotte. O, das ist ja ein altes Ding! — Ein Zuckerhut!

Fritz. Ja, du hast's schon gewußt, sonst hättest du mir es nicht errathen sollen!

Lotte. Dein Reim.

Fritz. Wenn ich artig bin,
Und ohn' Eigensinn
Thue, was ich soll:
O, wie ist mir wohl!
Mich lobt der Papa,
Mich liebt die Mama,
Alles freuet sich,
Lobt und liebet mich.

Lotte. Nun noch dein Sprichwort!

Fritz. Eine Hand wäscht die andere.

Vater. Was soll das wol heißen, Fritz?

Fritz. Ja, wenn man andern Leuten was zu Gefallen thut, so thun sie Einem wieder was zu Gefallen.

Vater. Richtig! Nun, das ging ja recht gut, Fritz! Jetzt, Lotte, kommt die Reihe an uns Beide. Wer von uns soll zuerst fragen; du oder ich?

Lotte. Du.

Vater. Dein Urtheil?

Lotte. Daß die Faulheit den Menschen schlecht macht.

Vater. Wie so?

Lotte. Ja, wenn man nicht fleißig arbeitet, so wird man ungesund, und es fällt Einem lauter dummes Zeug ein.

Gottlieb. Und man ist auch so unzufrieden.

Kristel. Und wird gar nicht stark.

Karl. Ja, und das Essen schmeckt Einem auch gar nicht so gut, als wenn man recht fleißig gewesen ist.

Vater. Und dann, so entbehrt auch ein fauler Mensch der großen Freude, die der Fleißige alle Abend empfindet, wenn er bedenkt, was er Alles den Tag über gethan hat. — Nun weiter! An was für eine Merkwürdigkeit aus der Erdbeschreibung erinnerst du dich denn?

Lotte. Ich weiß noch wol, wo der Sago wächst.

Vater. Nun, wo denn?

Lotte. In Ostindien. Da gibt's einen Baum, der heißt die Sagopalme. Na, dieser Baum hat inwendig so ein Mark, wie bei uns der Flieder. Dieses Mark nehmen die Leute heraus, und trocknen es; das ist denn der Sago, wovon wir Suppen machen.

Vater. Erinnert sich Jemand unter euch, was ich euch von diesem Sagobaume einmahl erzählt habe? Wie der liebe Gott ihn verwahrt hat?

Kristel. Ach ja! Er ist ganz stachelig von außen.

Vater. Worüber die Reisenden sich oft zu beklagen pflegen; aber haben sie wol Recht, darüber zu klagen?

Kristel. O gar nicht! — Wenn diese Stacheln nicht wären, so würden die wilden Schweine, die das Mark der Sagopalme auch gern fressen, die Bäume gewiß alle zerstören.

Vater. Und dann müßten viele Indier, die fast einzig und allein von diesem Baume leben, verhungern, und wir würden auch keine Sagosuppen mehr essen können. — Nun, dein Räthsel?

Lotte. Warum thut der Hahn die Augen zu, wenn er krähet?

Karl. Es mag ihm wol so sauer werden.

Lotte. O nein! Seine Hennen sollen glauben, daß er's auswendig gelernt habe.

Alle. Ha! ha! ha! das ist närrisch.

Vater. Nun, und dein Sprichwort?

Lotte. An Gottes Segen ist Alles gelegen.

Vater. Bravo! Jetzt also werde ich gefragt werden.

Lotte. Dein Urtheil?

Vater. Ist dieses: daß ihr heute Alle recht fleißige Kinder gewesen seid! Unsre Arbeit ist ja gleich vollendet.

Lotte. Nun erzähle uns auch etwas Merkwürdiges; aber was wir noch nicht wissen; hörst du, Väterchen?

Vater. Laßt sehen, ob ihr dis dafür wollt gelten lassen. Am persischen Meerbusen — ihr wißt doch noch, wo der ist?

Alle. O ja! o ja; da unten in Asien!

Vater. Nun, in der Gegend dieses Meerbusens also entsteht zuweilen ein sehr gefährlicher Wind, den man dort zu Lande Samiel oder Samum nennt. Dieser Wind ist brennend heiß, und tödtet auf der Stelle

Alles, was er unterweges antrifft, es sei Mensch oder Thier. Doch zum guten Glücke fährt dieser Wind nicht dicht auf der Erde her. Wenn daher die Leute an gewissen Kennzeichen merken, daß er losbrechen will, so werfen sie sich flugs mit dem Gesicht auf die Erde, und dann thut er ihnen nichts. Diejenigen aber, die er übereilt und erstickt hat, liegen da, als wenn sie schliefen. Sie sind aber durch und durch verbrannt; wenn man sie daher beim Arme oder beim Beine faßt, so lösen sich Arm und Bein ab, und man behält sie in der Hand. — Gut, daß dieser schlimme Wind nicht auch bei uns weht!

Lotte. Nun dein Räthsel?

Vater. Wann hat man weniger, als gar nichts.

Lotte. Ja, das weiß ich nicht.

Gottlieb. O, ich weiß es! Wenn man nichts hat, und noch Etwas dazu schuldig ist.

Vater. Richtig! — Jetzt ist also noch mein Sprichwort übrig.

Lotte. Nein mit Erlaubniß! Erst deinen Reim.

Vater. Ah! den hätte ich bald vergessen.

Recht thun, und edel sein und gut,
Ist mehr, als Gold und Ehr;
Da hat man immer frischen Muth
Und Freude um sich her;
Und man ist brav und mit sich eins,
Scheucht kein Geschöpf, und fürchtet keins.

Und hier endlich mein Sprichwort:

Ehrlich währt am längsten.

Kristel. Mein Stückchen Arbeit ist gerade fertig.

Alle. Meins auch! Meins auch!

Vater. Dann laßt uns sehen, ob Mutter noch nicht angefahren kommt, um ihr mit dem verlesenen Spinat entgegenzulaufen!

E.

Fritzchens Tischgedanken.

Schon wieder Hunger; aber auch
Schon wieder keine Noth!
Der liebe Gott, nach altem Brauch,
Ist da, mit Speis' und Brot.

Wo nimmt er's doch auch Alles her,
Für so viel Alt und Jung?
Auf Erden, in der Luft, im Meer
Hat jeder Mund genung.

Du speisest Alles, was sich regt,
Mit Freuden und mit Lust,
O Herr! ich bin sehr tief bewegt,
Und voll ist meine Brust!

Wie sich mein lieber Vater freut,
Wenn's seinem Fritzchen schmeckt,
So hast auch du All'n weit und breit
Den großen Tisch gedeckt.

Wir essen All' und trinken All',
Und danken unserm Gott!
Ein süßer Dank, ein Dank mit Schall! —
Wir danken unserm Gott!

Wer äße nun nicht herzlich froh,
Und tränke wacker drauf? —
Ach Gott! der arme Mann auf Stroh
Sieht auch zu dir hinauf.

Er hungert doch nicht, lieber Gott?
Gib doch dem armen Mann
Auf Stroh auch ein klein Stückchen Brot,
Du, der so Vieles kann!

Overbeck.

Fritzchen nach der Arbeit.

Nun, wohl bekomm' es mir!
Ich bin auch endlich müde!
Doch süßer, süßer Friede
Liegt auf der Seele hier.

Ich hab' mein Werk gethan,
Nun ruhet aus, ihr Glieder!
Auf Morgen ruf' ich wieder!
Dann geht's von neuen an.

Wie wohl ist mir zu Sinn!
Die Blumen alle winken,
Und wunderfreundlich blinken
Die Sternchen nach mir hin.

Der Abend ist so schön;
Mit ruhigem Gewissen
Kann ich ihn nun genießen,
Und froh zu Bette gehn.

Wie würd' es anders sein,
Hätt' ich heut nichts gelesen,
Und wäre faul gewesen:
Mich würde nichts erfreun.

Beschämt würd' ich den Kopf
Auf beide Arme stützen,
Und in der Stube sitzen
Erbärmlich wie ein Tropf.

Dann fragte mich Papa:
„Wie ist's? was kann dir fehlen?
Weißt du nichts zu erzählen?"
Kein Wörtchen wüßt' ich da.

Dann käme Fiekchen her,
Und suchte mich mit Necken
Vom bösen Traum zu wecken;
Doch Fiekchen hin und her;

Verdrießlich würd' ich dann,
Mich ärgerten die Wände,
Und, und — ich fing' an Ende
Wol gar zu weinen an.

O, wie ist's doch so gut
Um Arbeit und Geschäfte!
Wie stärkt es Muth und Kräfte,
Wenn man was Nützes thut!

Dank sei dem lieben Gott;
Er stärkte mich auch heute,
Daß ich den Fleiß nicht scheute,
Und ehrte sein Gebot.

Nun auch, zum süßen Lohn,
Getrost zu Tisch gesessen!
Wer schaffet, darf auch essen;
Mich dünkt, ich schmeck' es schon.

Overbeck.

Fritzchen an den Tod.

Wenn ich nun alt erst bin und groß,
Und habe viel gethan,
Dann bringe mich in Gottes Schooß,
Du schwarzer Knochenmann!

Noch laß mich leben, denn ich bin
Noch lange nicht geschickt,
Und habe Manches noch im Sinn;
Wenn mir's nur Alles glückt.

Ich möchte wol, ins Ohr gesagt,
Vor allen Andern hier
Der Beste sein! Ich hab' gedacht,
Der Wunsch gezieme mir.

Das ist kein tüchtiger Soldat,
Fiel mir aus Büchern ein,
Der nie darauf gesonnen hat,
Einst General zu sein.

Wohlan denn, Fritzchen! dacht' ich da,
Was Rechtes oder Nichts!
Und guten Beistand hast du ja!
Der liebe Gott verspricht's.

Je mehr wir thun, je lieber ist
Es unserm guten Gott;
Und wenn du nun ein Mann erst bist,
Dann hat's nicht weiter Noth.

Sieh, lieber Hain *), das ist mein Ziel;
Drum gehe nur vorbei!
Es fehlt mir noch so viel, so viel;
Die Sach' ist noch zu neu.

Und ich bin klein und arm und schwach;
O, wär' ich doch erst groß!
Und gut! — dann bringe allgemach
Mich hin in Gottes Schooß!

Overbeck.

Ein Bild vom menschlichen Leben.

An einem stürmischen Tage stand Lotte mit ihrem Vater am Fenster, aus welchem man viel Wiesenland übersehen konnte.

Am Himmel flohen einzelne Wolken — bald kleinere, bald größere — sehr schnell vorbei, so daß man oft im Schatten, aber auch bald wieder im Sonnenscheine stand.

Lotte sah den Schatten über die Wiese laufen, und sprach:

O sieh, sieh, Vater, wie der Schatten dahinunterläuft! — Nun ist die Wiese ganz dunkel, nun wieder

*) So viel, als: lieber Tod.

hell! — O sieh! da kommt schon wieder ein schwarzer Schatten! Da ist er schon wieder weg!

Vater. Die meiste Zeit ist doch Sonnenschein auf der Wiese. Nicht, Lotte?

Lotte. O ja; nun ist sie schon lange hell gewesen; aber da kommt schon wieder ein Schatten!

Vater. Aber auch der verfliegt doch bald?

Lotte. Da ist er schon weg! Das ist doch närrisch!

Vater. Kind, was du da siehest, das wirst du in deinem ganzen künftigen Leben erfahren.

Lotte. Wie so, Vater?

Vater. Unser Leben, liebe Lotte, gleicht dieser Wiese. Wenn wir recht fromm und brav sind, so geht es uns die meiste Zeit glücklich; da sind wir, wie im Sonnenscheine.

Aber dieses Glück dauert doch nicht immer. Ehe wir es uns versehen, fährt eine Wolke von Widerwärtigkeit über uns hin, und da stehen wir auf einmahl im Schatten, das heißt, wir haben Mißvergnügen.

Aber, getrost, liebes Kind! Auch dieses Mißvergnügen dauert nicht lange. Es verfliegt eben so geschwind wieder, als du jenen Schatten verschwinden siehst.

Denke daran, wenn du älter wirst, und es wird dir gut thun, daß ich's dir vorausgesagt habe. C.

Erntelied.

Kein Klang von Allem, was da klingt
Geht über Sichelklang,
Wenn sie der braune Schnitter schwingt
Zum fröhlichen Gesang.

Das Aehrenfeld, in goldner Pracht,
Rauscht, Halm an Halm gewiegt;
O, wie sein muntres Auge lacht!
Wie ist er so vergnügt!

Schon denkt er sich die Scheuren voll,
Und noch ein gut Theil mehr;
Und wie der Thaler klingen soll,
Denkt er sich nebenher.

Kein Paradies, kein Herzogthum
Erfreut ihn, wie sein Feld;
Der braune Schnitter gäbe drum
Die ganze weite Welt.

Er singt, es zirpt in seinen Ton
Die Grill' ihr schmetternd Lied;
Und nieder sinkt die Garbe schon
Von seines Stahles Schnitt.

Gemetzelt liegt die ganze Schaar
Der Halme lang und schwer,
Die dicken Schwaden Paar bei Paar,
In Wellen ringsumher.

Da steht ein Schnitter mitten drin,
Und jauchzet laut ins Thal!
Nun hüpft die schlanke Bäuerinn
Daher, und ruft zum Mahl.

Die Schüssel dampft, die Kanne blinkt,
Das Mahl schmeckt königlich;
Und seht, der braune Schnitter winkt,
Das Mädchen schürzet sich.

Und wieder hin aufs hohe Feld,
Die Garben aufgefaßt,
Gebunden und emporgestellt,
Und nimmer träge Rast!

Und hui! kommt in vollem Lauf
Der Wagen angerollt,
Er nimmt die reiche Ladung auf,
Und glänzt von ihr wie Gold.

Und hui! geht's in raschem Trab,
Getümmel hinterdrein,
Den stoppelvollen Berg hinab,
Zum Scheurenthor hinein.

Kein Fest, kein Freudenspiel, kein Tanz
Kommt diesem Feste bei;
Es fühlet auch kein Städter ganz,
Was Erntefreude sei.

Des Ackermannes sauren Schweiß
Belohnet dieses Fest;
Er nimmt und ißt zu dessen Preis,
Der Korn ihm wachsen läßt.

Overbeck.

Der Pflug.

Mit Pferden zieht das Feld hinauf
Der Bauer seinen Pflug;
Doch nicht genug:
Er drückt, er drückt die Hand darauf.

So sitz' ich auch an meinem Tisch
Mit aufgeschlagnem Buch;
Doch nicht genug:
Ich sitz', ich sitz', und lerne frisch.

Overbeck.

Das Gewitter.

Wer donnert? — O getrost, getrost!
Es donnert unser Gott!
Sei immerhin, du Sturm, erboßt!
Wir fürchten keine Noth.

Wir wissen's ja, wir fühlen's auch,
Was Er verhängt, wird gut.
Sein Arm ist Macht, Fried' ist sein Hauch,
Der so viel Wunder thut;

Der wachsen läßt und läßt gedeihn,
Und macht das Land so reich!
Zu dem die jungen Raben schrein,
Und Er erhört sie gleich.

Er thut die hellen Wolken auf,
Dann regnet's mild herab;
Die Erde schauert, bebet auf,
Und trinkt den Saft hinab.

Und muthig steigt empor im Thal
Die junge frische Saat.
Sein Donner rollt mit starkem Schall,
Und preiset seine That.

Nicht ferne kann er von mir sein,
Der Blitz verkündigt ihn;
Auf Wolken fährt der schnelle Schein,
Die Nacht sinkt unterhin.

Gewitter gehen vor ihm her,
Und nach ihm Himmelsbläu';
Er wirft den Sturm hinab ins Meer,
Und bricht den Blitz entzwei.

Er haucht die Sonne wieder an;
Sie leuchtet wie zuvor,
Und fähret fort auf ihrer Bahn,
Bis an das Abendthor.

Er thut uns allenthalben wohl,
Obgleich wir Sünder sind.
Sei, Erde, seines Namens voll,
Und preis' ihn, Menschenkind!

Overbeck.

Fritzchen an ein Paar Tauben.

Liebe Täubchen, meine Freude,
Kommt und freßt aus meiner Hand!
O, ich thu' euch nichts zu Leide,
Wir sind gar zu gut bekannt.
Fresset, Täubchen, ohne Sorgen!
Dankt mir mit dem Schmeichelton!
Schnäbelt mich zum guten Morgen,
Und fliegt dann vergnügt davon!

Hin auf warmbesonnte Höhen,
Wo ihr rings das offne Feld
Weit und breit könnt übersehen,
Eure freie, eigne Welt.
Ueberall seid ihr zu Hause,
Liebe Täubchen, überall
Findet ihr's gedeckt zum Schmause,
Ohne Koch ein schmeckend Mahl.

Mir wird's nicht so gut gegeben;
Ich muß hier in meinem Fach
Wie die lieben Schnecken leben,
Fein geduldig unterm Dach.
Immerfort auf platter Erde,
Immer langsam Schritt vor Schritt;
Alte Leute haben Pferde;
Mir erlaubt man keinen Ritt.

Flügel, Flügel, liebe Tauben!
O, was sind die Flügel schön!
Seht, ich möchte sie euch rauben,
Könnt' es nur in Scherz geschehn.
Aber wahrlich, sie zu leihen
So bisweilen, o das wär'! —
Fliegen wollt' ich auch im Freien!
Ueberschweben Land und Meer!

Ja, du Pärchen! dis Vergnügen
Theil' ich doch wol nie mit dir.
Mögt ihr denn allein nur fliegen!
Aber Eines wünsch' ich mir:

Solchen Sinn und solche Güte,
Ohne Groll und ohne Zank,
Solch ein fromm und treu Gemüthe,
Gebt mir das für meinen Dank!

Overbeck.

Durch gegenseitige Hůlfleistungen gehen die Geschåfte des Lebens ihren Gang.

Albert ging mit seinem Vater einmahl über die Gasse, und da kamen sie an einen Bau, der schon bis zum zweiten Stockwerke fertig war.

Albert sah, wie die Maurer auf den Stufen einer Leiter saßen, und einander über die Schulter Steine zulangten. Das gefiel dem Kleinen.

O lieber Vater! rief er, wie lustig das aussieht! Laß uns da hinangehen.

Der Vater ging näher mit ihm hinan, und Beide sahen ein Weilchen zu, wie der Untenstehende Steine aufnahm, sie Dem auf der ersten Stufe zureichte, wie der sie dem Zweiten, und der wieder dem Nächsten, und der wieder dem Folgenden zulangte, und wie das immer so rasch fortging, bis die Steine hinauf waren, und vermauert wurden.

Was meinst du, Albert, sagte der Vater, warum sitzen alle diese Leute hier und langen einander zu? und warum arbeiten so Viele an diesem Hause? Könnte nicht Einer daran arbeiten und die Andern indeß auch Häuser bauen, oder etwas Anders thun?

Ja wol, Vater, antwortete Albert geschwind; dann würde es recht viele Häuser geben.

Der Vater erwiederte: Sollte es wol, mein Sohn? Hast du auch bedacht, was du eben sagtest?

Wie viele Künste und Handwerke gehören nicht zu einem Bau, wie dieser, die der Eine alle lernen müßte, der ihn unternehmen wollte? So viele, daß er sein ganzes Leben hindurch zu lernen hätte, ehe er dahin käme, so ein Haus bauen zu können.

Aber laß uns einmahl annehmen, daß Einer das Alles in kurzer Zeit lernen könnte; laß ihn nun allein ohne Hülfe anfangen zu bauen; laß ihn alles Holz, alle Steine und alles Uebrige, was zum Bau gehört, zusammenschleppen; dann die Erde tief aufgraben und den Grund legen, dann auf diesem Grunde aufbauen.

Wenn er das erste Stockwerk vollendet, laß ihn aufsteigen und das zweite anfangen! Laß ihn nach jedem Steine diese Leiter herunter- und wieder hinaufsteigen, um ihn zu holen; laß ihn so fort allein arbeiten — wann meinst du wol, daß das Haus unter Dach kommen würde?

Ach, lieber Vater, sagte der Knabe, ich sehe, wie sehr ich mich geirrt habe! Auf diese Weise würde nie ein Haus wie dieses zu Stande kommen.

Du hast Recht, mein Sohn, versetzte der Vater; und so wie es mit diesem Bau ist, so ist's fast mit allen Geschäften des gesitteten menschlichen Lebens. Sollen sie von Statten gehn, so müssen vereinte Kräfte und Geschicklichkeiten angewandt werden.

Wenn ihrer viele einander die Hände bieten, so kommen große und schwere Dinge in kurzen zu Stande, die Einer allein in vielen Jahren, ja in Jahrhunderten, wenn er sie durchlebte, nicht ausrichten könnte.

So, mein Sohn, ist's auch mit den Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens. Sollten wir sie

uns selbst verschaffen, so würden wir nur wenige genießen können.

Aber da Viele in der Gesellschaft das Ihrige zur Bequemlichkeit der Andern beitragen, so ist für Alle zum mäßigen Genusse da.

Auch du, mein Sohn, kannst einmahl das Deinige dazu beitragen, du magst nun wählen, welchen Beruf du willst.

Und wenn du mit diesem Gedanken in die Welt und an die Geschäfte des Lebens gehst, wirst du finden, daß tausend Andere wieder für dich arbeiten.

Der Vater sagte ihm hierüber noch so viel, als er ihm verständlich machen konnte, und Albert fing an, sich geselliger Tugenden zu befleißigen, deren Vortrefflichkeit er bald erfahren hat.

C.

Einige Beispiele
von einer außerordentlichen Begierde nach Weisheit und Geschicklichkeit.

1.

Kleanth, ein junger Athener, hatte von Jugend auf einen langsamen Kopf gehabt, und dabei war er blutarm.

Dennoch hatte er eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen; die Erwerbung derselben mochte ihm auch noch so sauer werden.

Damahls lebte zu Athen ein weiser Mann, Namens Zeno, der sich ein Geschäft daraus machte, junge Leute zur Weisheit und zur Tugend anzuführen.

Gar zu gern hätte nun Kleanth dieses Zeno's Un-

terricht genossen; aber wovon sollt' er leben, wenn er sich nicht durch Arbeit seinen Unterhalt erwarb? Und wenn er, wie ein Tagelöhner, arbeiten mußte, wie konnte er dann in Zeno's Schule gehen?

Kleanth wußte sich zu helfen. Bei Tage hörte er den Zeno, und des Nachts trug er für einen Gärtner Wasser, oder mahlte für eine Frau Getreide auf einer Handmühle. Dadurch erwarb er sich in jeder Nacht so viel, als er am folgenden Tage zu seinem Unterhalte brauchte; und dabei war er gesund und stark.

Das nahm nun die Leute nicht wenig Wunder. Wovon, sagten sie, mag der junge Mensch sich nähren, da er gar nicht arbeitet?

Einer ging gar so weit, ihn bei den Richtern zu verklagen, daß er so gut bei Leibe sei, und man doch nicht sehe, daß er sich etwas erwerbe.

Die Richter ließen ihn vor sich kommen.

Da nun Kleanth hörte, worauf es ankam, holte er den Gärtner und die Frau, für die er bisher Wasser getragen und Getreide gemahlen hatte, herbei, damit sie bezeugten, daß er sich seinen Unterhalt zur Nachtzeit erwerbe.

Da wurden denn die Richter nicht wenig gerührt über die edle Lernbegierde des jungen Menschen, und beschlossen einmüthig, ihn durch ein Geschenk von 1000 Rthlr. zu belohnen.

Aber sein Lehrer Zeno verbot ihm, dieses Geschenk anzunehmen; und warum mochte er das wol thun?

Denke darüber nach, junger Leser, und wenn du den Grund gefunden zu haben glaubst, so zeige ihn deinem Lehrer an, der wird dir sagen, ob du es getroffen habest.

E.

2.

Demosthenes, auch ein junger Athener, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden; aber er schien von Natur dazu verdorben zu sein.

Denn erstens stotterte er über die Maßen, und den Buchstaben r konnte er gar nicht aussprechen.

Zweitens hatte er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lungen.

Andere fügen noch hinzu, daß er auch die üble Gewohnheit gehabt habe, beim dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.

Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an Einem, der sich öffentlich auf den Markt hinstellen und vor allem Volke reden sollte!

Auch machte Demosthenes, da er das erste Mahl auftrat, seine Sachen so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde.

Ein Anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen; aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Trotz, dennoch ein guter Redner zu werden, und — er ward's!

Aber hört, wie er es anfing, sich zu bilden.

Zuweilen ging er an das Gestade des Meers, wo sich die Wellen mit einem lärmenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien.

Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, und sagte abermahls im Laufen eine Rede her, und zwang sich dabei, jede Silbe vernehmlich auszusprechen.

Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben,

und damit es ihm nicht einfallen möchte, eher wieder herauszugehen, bis er sich genug würde geübt haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeit lang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden.

In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben, und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu machen.

Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht unter die Spitze eines über ihm hangenden Degens gestellt haben, damit er, so oft er, seiner Gewohnheit nach, die Achsel zuckte, sich verwunden möchte.

Durch ununterbrochene Uebungen dieser Art brachte er es denn auch endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß seine Reden noch jetzt, nach so vielen hundert Jahren, als ein Muster von Wohlredenheit bewundert werden.

C.

3.

Des jungen Euklides Vaterstadt war Megara; doch hielt er sich lieber zu Athen auf, um daselbst von dem weisen Sokrates Lehren der Weisheit zu hören.

Einstmahls aber wurden die Athener den Leuten von Megara feind, und ließen daher bekannt machen, daß der erste Megaräer, der sich wieder in Athen ertappen lasse, des Todes sein solle.

Das war nun eine recht traurige Nachricht für den jungen Euklides.

Gar zu gern hätte er den Sokrates ferner gehört;

aber seinen Kopf daran zu wagen, das war ihm doch auch zu bedenklich.

Endlich siegte dennoch die Liebe zur Weisheit über die Liebe zum Leben. Er beschloß, sich an das Verbot nicht zu kehren, sondern sich alle Abend heimlich in die Stadt Athen einzuschleichen.

Hört, wie er das anfing.

Alle Abend, gegen Untergang der Sonne, zog er Weiberkleider an, und ging in diesem Aufzuge von Megara nach Athen, welches ein Weg von wenigstens zwei Meilen war.

Sobald er in Athen angekommen war, verfügte er sich nach dem Hause des Sokrates, und brachte einige Stunden der Nacht mit ihm hin. Noch ehe der Tag anbrach, ging er wieder seines Weges.

So wagte dieser edle Jüngling alle Tage sein Leben, und ließ sich einen täglichen Gang von vier Meilen nicht verdrießen, um vom Sokrates zu lernen, weise und gut zu werden.

Wer von euch, ihr jungen Leute, hätte den Muth, ihm dieses nachzuthun?

C.

4.

Antisthenes war auch ein solcher Lehrer der Weltweisheit in Griechenland, als Sokrates.

Dieser hatte aber das Unglück, fast lauter träge Schüler zu bekommen, mit welchen er gar nichts ausrichten konnte.

Vergebens ermahnte er sie, doch recht Acht zu geben auf Das, was er ihnen lehrte, damit sie einst weise und geschickte Männer würden. Er predigte tauben Ohren.

Endlich wurde er der vergeblichen Ermahnungen müde, und schickte alle seine faulen Schüler fort zu ihren Aeltern.

Es war aber unter ihnen Einer, Namens Diogenes, der war ganz anders gesinnt, als die übrigen.

Er hatte nämlich eine große Begierde, etwas Tüchtiges zu lernen, und hörte daher für sein Leben gern den Unterricht des Antisthenes.

Der wollte also auch durchaus nicht von ihm weg, da die Andern fortgeschickt wurden, man mochte ihm sagen, was man wollte.

Antisthenes, der vermuthlich den jungen Menschen auf die Probe stellen wollte, drohete ihm: wenn er nicht ginge, so wolle er ihn mit dem Stocke, den er in der Hand habe, prügeln.

Aber er ließ sich auch dadurch nicht bewegen. Nun wollte Antisthenes vermuthlich sehen, wie standhaft der Jüngling seinem Vorsatze treu bleiben würde; denn sonst wäre Das, was er that, eines weisen und guten Mannes nicht würdig gewesen.

Er schlug nämlich wirklich mit seinem Prügel wacker auf den jungen Diogenes los, und dieser ließ sich geduldig schlagen.

Schlag nur, sagte er, so viel es dir gefällt; aber gewiß sollst du keinen so harten Stock finden, womit du mich von dir und deinen Unterweisungen fortjagen könntest.

Von diesem Augenblicke an gewann ihn Antisthenes über die Maßen lieb, und dachte nicht weiter daran, ihn von sich zu lassen.

E.

Der edelmüthige Bauer.

Neulich entstand in dem Braunschweigischen Städtchen Vorsfelde eine Feuersbrunst, und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drei Fässer Pulver standen.

Niemand wollte heran zum Löschen.

Ein Tagelöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flamme den Eingang schon verwehrte, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fässer an das Fenster, wo zwei andere Männer sie in Empfang nahmen.

So retteten sie das Pulver, und schafften Sicherheit beim Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde.

Das eine Faß war schon heiß von der Glut.

Einige Zeit nachher lobte Jemand diesen Mann wegen seiner That, äußerte aber dabei, daß es doch sehr verwegen gewesen sei.

Nein, glaube er mir, erwiederte der Bauer, ich habe es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte so: wenn nun auch das Pulver losgeht, so ist an dir so viel nicht verloren; aber wenn du doch das Pulver herausholen könntest, so wäre noch Manches zu retten; und du hast ja in dem Hause so viel Gutes genossen!

E.

Der Esel und der Hund.

Ein Esel trabte seinen Schritt;
Ein leichter Windhund trabte mit.
Sie hatten Einen Weg zu reisen.

Fi! spricht der Hund, du träges Thier,
Man kommt ja nicht vom Fleck mit dir.
Er jagt voraus.

In weiten Kreisen
Kehrt er zurück zum Esel hin,
Begaffet und verhöhnet ihn,
Und schießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht sich drei aus jeder Meile.

Sie gehen weit, Berg auf Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften;
Der Esel immer seinen Trab,
Das Windspiel immer in den Lüften.

Doch dieser springt und rennt und fliegt
So lange, bis auf halbem Wege
Er lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, dem Scheine nach so träge,
Kam an, wohin sein Amt ihn rief.

Wer war es, der geschwinder lief?

Ungenannter.

Der gewissenhafte Tagelöhner.

In dem Hause der Aeltern des Herrn Propsts Spalding zu Berlin arbeitete oft ein Tagelöhner, der überall das Lob eines fleißigen, rechtschaffenen Mannes hatte.

Einst spaltete er in den kurzen Wintertagen Holz.

Als der Abend hereinbrach, gab man ihm seinen Tagelohn, und zwar eben so viel, als er sonst in längern Tagen bekommen hatte.

Er zählte das Geld, und sprach: Es ist zuviel; so viel habe ich nicht verdient. Da man ihm aber antwortete, es solle ihm doch gegeben werden, so nahm er es an.

Einige Tage nachher hört man am Abend, da es sehr heller Mondschein ist, Jemand im Hofe Holz spalten. Es wird Einer hinausgeschickt, zu sehen, wer dieser sei; und siehe! es ist der ehrliche Tagelöhner.

Auf die Frage: warum er jetzt diese Arbeit verrichte? gibt er zur Antwort: Ei, ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich eigentlich hätte haben sollen; den will ich nun verdienen.

Diese Antwort kam aus der Seele eines gutdenkenden Tagelöhners. Größere Beweise der Gewissenhaftigkeit in seinem Stande konnte er nicht geben.

E.

Zwei Hamster.

Ein Hamster war vom frühen Morgen
Bis in die späte Nacht bemüht,
Sich auf den Winter zu versorgen;
Weil jeder kluge Wirth auf künft'ge Zeiten sieht.

Sein Nachbar hielt nicht viel von Fleiß und Sparsamkeit:
Er war noch jung, und ließ die edle Zeit
Leichtsinnig unter Spiel und Zeitvertreib vergehen.

Denn weil noch jetzt das ganze Land
Bedeckt mit reichen Saaten stand,
Hielt er's für albern, sich mit Vorrath zu versehen,
Und glaubt', es würden allemahl
Die vollen Aehren ohne Zahl,
Wie jetzt, auf allen Feldern stehen.

Als nun die Zeit der Ernte kam,
Und seinen Irrthum ihm benahm,
Da sah er, doch zu spät, sein künftig Elend ein,
Und ließ sich seine Thorheit reun.
Denn er auch konnte reich, so wie sein Nachbar, sein;
Statt daß er, weil er jetzt nichts mehr zu finden wußte,
Erst betteln, dann verhungern mußte.

Ungenannter.

Der Ungerechte schadet sich selbst an meisten.

Zu Canterbury in England sieht man an einem der schönsten Häuser ein Schild, zum Zeichen, daß es ehemahls ein Gasthof war.

In diesem Gasthofe stieg einst der Herzog von Nivernois ab, da er als Französischer Abgesandter an den Englischen Hof reisete. Er hatte kein beträchtliches Gefolge bei sich. Des andern Tages machte ihm gleichwol der Wirth eine Rechnung von 50 Guineen, die der Herzog großmüthig bezahlte.

Sobald der Adel in der umliegenden Gegend, der bei diesem Wirthe abzusteigen und seine Versammlungen zu haben pflegte, dis erfuhr, so kündigte er ihm auf. Das ganze Land folgte diesem Beispiele. Man

setzte den Vorfall in die öffentlichen Zeitungen. Niemand kehrte mehr bei ihm ein.

Der Gasthof war verlassen, und in kurzer Zeit wurde der Besitzer desselben zum Raube der Gläubiger, die dieses Vorfalls wegen unerbittlich waren, und den Geldschneider nackt aus dem Hause jagten.

Der Esel in der Löwenhaut.

Ein Esel fand einst eine Löwenhaut.
Da fiel ihm ein, sich selbst zum Spaß hineinzustecken,
Und schnell floh jedes Thier vor Schrecken.

„Seht doch! das hätt' ich mir kaum selber zugetraut!
Ja, ja! die Schuld lag bloß an meinem grauen Felle!
Sonst wär' ich längst auf dieser Ehrenstelle,
Die mir gebührt. Gleich viel! Was lange währt, wird gut!
Ei, ei! was doch ein Kleid nicht thut!
Ein Andrer mag in Zukunft Säcke tragen!
Ich will nicht mehr mich mit der Arbeit plagen;
Ich pflege mich und fülle meinen Magen,
Und schlaf', um wieder auszuruhn,
Wie andre große Herren thun.
Ich bin ja nun, bei meiner Ehr'!
So gut als Einer, auch ein Herr;
Der Mensch wird, denk' ich, doch auch so verständig sein,
Und sich vor meinem Kleide scheun."

Indessen kam ein Schwarm von Jungen
Juchheißa! lustig hergesprungen,

Die waren ihm schon ziemlich nah,
Als Einer, der zuerst den neuen Löwen sah:
Ein Löwe! rief; und schnell entfloh der ganze Haufen.

Seht! fuhr der Esel fort, wie ich euch jagen kann!
Und das hat bloß mein stattlich Kleid gethan!
Halt! halt! ihr sollt mir besser laufen,
Fang' ich nur erst zu brüllen an.

Stracks ließ er seine Stimm' aus vollem Halse hören;
Doch, statt die Furcht der Knaben zu vermehren,
So macht er, daß sie stille stehn.

„Was heißt denn das? Ha, ha! nun fällt mir's ein,
Sie können wol vor Angst nicht aus der Stelle gehn.
Ja, ja! das wird's gewißlich sein,
Bald sollt ihr gar vor Schrecken niederfallen."

Drauf läßt er sein Geschrei zum zweiten Mahl erschallen.
Doch statt daß sie zur Erde niederfallen,
Kommt Einer gar zurück.
Der Esel, ihn zu schrecken,
Geht auf ihn los. Allein zum Unglück kuckt ein Ohr
Von seinem dummen Kopf hervor.

Der kühne Knabe sieht's, und droht ihm mit dem Stecken.
Auf einmahl fällt dem Esel aller Muth;
Er kehrt sich um, und spricht:
Für dismahl ist's schon gut!
Ich merke, daß ihr's bloß aus Unverstande thut;

Drum könnt ihr jetzt nur eure Wege gehn!
Und überdas seh' ich hier eine Distel stehn.

Er bückt den trägen Kopf zur Erde langsam nieder
Und rupft sie ab. Schnell ruft der Knabe seine Brüder:
Kommt! Kommt! Das ist ein Thier, das keine Maus
zerreißt!
Seht nur, wie schön er Disteln speist!
Wir wollen ihn nach Hause schicken!
Ein Sack gehört auf deinen Rücken,
Und keine Löwenhaut.
Jetzt kam mit Lustgeschrei
Die ganze frohe Schar herbei;
Fort, riefen sie, fort mit dir in die Mühle!
Der Esel lief.
Das war das Ende von dem Spiele.

* * *

Auch Mancher unter uns, und nicht nur unter
Thieren,
Dünkt sich verehrungswerth und groß. Warum? Ihn
zieren
Ein hoher Federhut,
Ein prächtig's Kleid, auch wol — ein Ordensband;
Doch seinen trägen Muth,
Und seinen Unverstand,
Versteckt kein Federhut,
Bedeckt kein Ordensband.
Er trage noch so hoch sein leeres Haupt empor;
Der Mangel an Verdienst blickt überall hervor.
Unedel und gemein ist, was er thut und spricht;
Man bücket sich vor ihm; allein man ehrt ihn nicht.

Lichtwer.

Erkenntlichkeit.

Ein gewisser Französischer Herr ging vor einiger Zeit über die Seine, zwischen dem Invalidenhause und dem Port-Royal, mit einer Frau vom gemeinen Volke im nämlichen Nachen.

Um doch etwas mit dieser guten Frau zu sprechen, fragte er sie:

Ob sie verheirathet sei? —

Ja, mein Herr! war die Antwort.

Und was macht ihr Mann?

Er arbeitet auf dem Flusse.

In welchem Viertel der Stadt wohnt sie?

In Gros-Caillou.

Und wo gedenkt sie hinzugehn?

Nach der Barriere du Roule.

Da hat sie einen weiten Weg zu machen.

Es ist, um Brot zu kaufen.

Brot? gibt's denn in Gros-Caillou kein Brot zu kaufen?

Um Vergebung!

Es ist also in Roule besser oder wohlfeiler?

Auch das nicht, mein Herr.

Was kann sie denn für eine Ursache haben, alle Woche wenigstens zweimahl eine so weite Reise zu machen?

Ehe mein Mann zu seinem jetzigen Verdienste kam, waren wir im Elende. Der Bäcker, der jetzt in Roule wohnt, wohnte damahls in Gros-Caillou, und er war so gut, und gab uns Brot auf Borg, wenn wir kein Geld hatten. Seitdem ist er von uns weggezogen, und wir sind in bessere Umstände gekommen.

Nun weiter?

Lieber Herr, man ist erkenntlich, wie man kann. Ich kaufe jetzt mein Brot bei unserm alten Nachbar, um ihm für Das zu danken, was er mir so lange Zeit auf Borg gegeben hat.

E.

Ein Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflückte sich ein Kind zu einem Strauß,
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.

So herrisch? rief das Bienchen zürnend aus;
Vermuthlich warst du nie gestochen?
Du sahst doch wol, daß ich auf diese Blume flog
Und ruhig meinen Honig sog.
Denkst du vielleicht ich sei zu klein,
Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein!
So klein ich bin, so soll dich's reun.

So sprach sie, und den Augenblick
War's auch geschehn. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.
Drum starb sie und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache
An Andern übt, sich selber elend mache.

Lichtwer.

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 3

Braunschweig 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- Paed.o.172(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11758818-1